

bsz

bärner studizytig

AZB CH-3012 Bern

#25 – Oktober 2021

Kleinwohnformen:

Qualität vor
Quadratmeter

Reportage aus Rumänien:

Zauberwald und
Schweinefett

Sexualpädagogik:

Sexpositiv?

Im Gespräch mit

Forscherin Isabel Käser

bsz-Sommermomente

VdS-Seiten:

Kolumne

SUB-Seiten:

In dunklen Höhlen
wohnt edles Gestein



4	<i>es iklemmts</i> Qualität vor Quadratmeter
10	<i>bäregluegt</i> Sexpositiv?
13	<i>ännet dr gränze</i> Zauberwald und Schweinefett
19	<i>plöiderlet</i> ... mit Forscherin Isabel Käser
24	<i>Wärweisetete</i>
25	<i>Grümschelichischte</i>
26	<i>bsz-Sommermomente</i> <i>VdS-Kolumne</i> – «Gruess usem Lehrer*innezimmer»
27	<i>SUB-Seiten</i> – In dunkeln Höhlen wohnt edles Gestein – «Chi va piano va sano e lontano»

Editorial

Liebe Freund*innen obsoleter Obszönitäten

Viva la vulva (und nicht etwa die Vagina) oder wie auch schon die R&B-Band Salt'n'Pepa in den 90ern sang: Let's talk about sex. Wir sind der Frage auf den Grund gegangen, ob das heutige Schulsystem diesem Aufruf ausreichend nachgeht. Im Gespräch mit Isabel Käser erfahren wir zudem, warum das Thema in den türkischen Guerilla Camps der PKK zu kurz kommt.

Ob am Jurasüdfuss die Sexualpädagogik ebenfalls zu kurz kommt, lassen wir offen. Sicher ist: Das neuste Haus in Bellach hätte länger und breiter sein können. Wie im Leben kommt es bei einem Tiny-House aber nicht auf die Grösse an, sondern auf das Handwerk.

Auch wir haben in dieser Ausgabe selbst Hand angelegt und in Rumänien alte Schulhäuser vom Staub befreit, Flat-earther*innen die geometrische Vielfalt erklärt und unser Sommerloch mit prosaischem Füllmaterial gestopft. We love it!

Ein befriedigendes Leseerlebnis wünscht
eure *studizytig*-Redaktion

Impressum

Die bärner studizytig wird herausgegeben vom Studentischen Presseverein an der Universität Bern. Sie erscheint 4 x jährlich mit einer WEMF-beglaubigten Auflage von 12'048 Exemplaren.

Redaktion bsz

Annina Burgherr (anb), Bettina Wyler (bew), Cyril Holtz (cyh), Fabio Peter (pef), Ivie Onaiwu (ivo), Jana Schmid (jas), Lara Schmid (las), Janine Schneider (jsc), Lisa Linder (lil), Lucie Jakob (luj), Mathias Streit (mas), Noah Pilloud (nop), Noémie Jäger (noé), Sofia Kwiecien (smk)

Externe

Titelseite: Benjamin Herren
Illustrationen: Lisa Linder
Design & Layout: Ivie Onaiwu
Rätsel: bsz Redaktion
Lektorat: Samuel von Dach
Webseite: Felix Brönnimann, Julian Morf, Lukas Bieri; dreigestalten
Druck: CH Media Print AG, Aarau

Werbung

inserate@studizytig.ch

Kontakt

bärner studizytig, 3000 Bern
info@studizytig.ch, www.studizytig.ch

Redaktionsschluss bärner studizytig #26:
26.11.2021
Inserate-Annahmeschluss: 19.11.2021
Erscheinungsdatum (Versand): KW 50

Adressänderungen

abo@studizytig.ch

Redaktion SUB-Seiten

Chiara Scarnato (chs)
Florian Rudolph (flr)
Julia Beck (jub)

Kontakt SUB

redaktion@sub.unibe.ch
Verantwortlicher SUB-Vorstand:
Chiara Scarnato,
chiara-caterina.scarnato@sub.unibe.ch
Lektorat SUB-Seiten: Natascha Flückiger

Redaktion VdS-Seiten

Jaasinth Uthman

Kontakt VdS

vds@phbern.ch
Verantwortlicher VdS-Vorstand: Max Liechti

Die bärner studizytig dient der Studierendenschaft der Universität Bern (SUB) als Publikationsorgan für Informationen für ihre Mitglieder auf den SUB-Seiten. Für SUB-Mitglieder ist das Abo der bärner studizytig im SUB-Mitgliederbeitrag inbegriffen. Du bist nicht SUB-Mitglied, möchtest aber die bärner studizytig trotzdem nach Hause geschickt bekommen? Kein Problem! Sende eine E-Mail mit deiner Adresse an abo@studizytig.ch. Die Daten werden selbstverständlich vertraulich behandelt und nicht weitergegeben.

Du möchtest die bärner studizytig nicht mehr im Briefkasten? Dann schlafe noch eine Nacht darüber. Wenn du sie dann wirklich nicht mehr willst, sende eine E-Mail mit deiner Adresse an abo@studizytig.ch.

**Alle Artikel und mehr online:
*studizytig.ch***

Qualität vor Quadratmeter

Text: Bettina Wyler und Lara Schmid
Bilder: Bettina Wyler, Lara Schmid und Simon von Gunten

Ein Mensch in der Schweiz bewohnt im Durchschnitt 46 m² und besitzt mehr Dinge, als in einen Kofferraum passen. Die *bärner studizytig* stellt vier Wohnformen vor, die anders sind.

Ein buntes Holzschild an der Bushaltestelle im luzernischen Luthern Bad weist den Weg hinauf zu einem einzigartigen Dorf. Hier, am Fusse des Napfs, stehen auf einer abfallenden Wiese am Waldrand rund 20 Jurten, jede davon auf einer Holzplattform. Dazwischen schlängeln sich Kieswege, auf denen Hühner umherwandern. Zu den Gemüsebeeten und hinunter zur Saunajurte am Bach führt ein Grasweg. Und über allem erhebt sich das umgebaute Bauernhaus. In der offenen Küche mit Sicht auf die weissen Jurten steht Andrea und vakuumiert Blumenkohl. Sie ist Gründerin des Jurtendorfs und lebt zusammen mit ihrem Mann Thömu in einer der Jurten. «Manchmal halte ich es für selbstverständlich, hier zu stehen. In unserer Küche mit dem Pflastersteinboden, den vielen Regalen und dem Holzherd in der Mitte», sagt die 49-Jährige. «Doch dann kommt mir in den Sinn, dass wir das alles in den letzten zehn Jahren selbst gebaut haben.»

So lange ist es her, seit der Kanton dem Jurtendorf eine dauerhafte Bewilligung erteilte – obwohl hier eine Landwirtschaftszone ist. «Vor 2011 konnten wir die Jurten nur während den Sommermonaten aufstellen. Deshalb hatten wir nur fünf oder sechs da-

von», erklärt Andrea. Sie deutet auf das Fotoalbum, das diese Anfangsphase dokumentiert. Erst nach Erhalt der Sonderbewilligung konnte sie zusammen mit vielen Helfer*innen damit beginnen, das Gelände zu gestalten.

Ein Lebenswerk entsteht

Auf die Jurte als Wohnform stiess die ehemalige Primarlehrerin durch einen Zufall: Eigentlich auf der Suche nach einer Möglichkeit, in Frankreich ein Ruinendorf zu beleben, sah sie im Garten von Bekannten das erste Mal eine Jurte. Das war vor über 20 Jahren. Andrea war sofort begeistert: «Im runden Raum fühlt man sich umarmt, geborgen. Schliesslich ist auch in der Natur vieles rund». So entschloss sie sich, in der Schweiz ebenfalls eine Jurte zu bauen und darin zu wohnen. Anfangs alleine an einem Waldrand, dann mit einer Kollegin, und seit 2011 schliesslich hier in Luthern Bad.

Letzten Winter wohnte sie mit Thömu versuchsweise in der neuen Dachwohnung des Bauernhauses. Diese ist luftig gebaut, mit grossen Fenstern und schrägen Balken. Dennoch sei es seltsam gewesen, so wenig von der Aussenwelt mitzubekommen, findet Andrea. In der Jurte sei das ganz anders: «Ich höre den

Regen, den Wind, die Leute rundherum.» In der Stadt wohnen möchte sie auf keinen Fall. «Dort wäre es mir viel zu eng. Und es hat viel zu viel Beton». Dieses Gefühl, im Jurtendorf eng mit der Natur verbunden zu sein, möchte sie auch anderen Menschen ermöglichen. So kommen zu den neun Leuten, die momentan im Jurtendorf wohnen, zu Spitzenzeiten bis zu 70 Gäste dazu. Sie reisen für Seminare, Ferienlager oder auch Hochzeiten an. Damit, und mit dem Bau und dem Verkauf von Jurten, finanziert sich das Dorf.

Das Herzblut, das darin steckt, sieht man an der künstlerischen und aufwändigen Gestaltung der Jurten. Und an der Zufriedenheit, die Andrea ausstrahlt. «Ich bin enorm dankbar dafür, dass ich die Möglichkeit hatte, so etwas wie das Jurtendorf aufzubauen», erzählt sie beim Bohnenabpacken. «Ich denke, viele Menschen sehnen sich nach dem Gefühl, das ich habe. Diese Gewissheit, dass mein Leben hier genau das ist, was ich will.» Die Reduktion auf das Notwendigste, da in der Jurte nur wenig Platz ist, trage sicher dazu bei. «Allerdings besitze ich mittlerweile ja ein ganzes Jurtendorf. Das ist nicht wenig», gesteht sie ein. Weitere Jurten hinzustellen plant sie vorerst nicht. Einzig den Gemüsegarten möchte



In den letzten zehn Jahren entstand am Fusse des Napfs das Jurtendorf. Acht Leute wohnen im Moment dort, bis zu 70 Gäste reisen für Seminare und Ferienlager an.

sie noch weiter ausbauen. Doch vorerst ist es Zeit, zwei neue Gäste willkommen zu heissen, die soeben den Weg ins Jurtendorf gefunden haben und staunend umherblicken.

Eine rechtliche Ausnahme

Dass es so lange dauert, bis ein alternatives Wohnprojekt bewilligt wird, sei leider normal, sagt Miriam Kost. Sie ist Geschäftsleiterin vom Verein Kleinwohnformen Schweiz. Momentan gelten für alle Kleinwohnformen – ob Tiny House, Jurte oder Zirkuswagen – nämlich genau die gleichen Regeln wie für ein Einfamilienhaus. Dabei wollen sich die Kleinwohnformen eigentlich bewusst vom Durchschnitt abheben. Beispielsweise indem sie mit maximal 40 m² Wohnfläche auskommen. Doch im Baurecht seien diese Wohnformen noch nicht berücksichtigt. Der im Jahr 2018 gegründete Verein will das

ändern. So soll sich eine Gemeinde dank dem geplanten Leitfaden des Vereins nicht von den Eigenheiten einer Kleinwohnform abschrecken lassen. Davon würde auch die Gemeinde profitieren, ist der Verein überzeugt. Als Vorteil nennt er die zusätzlichen Steuerzahlenden, aber auch die mediale Aufmerksamkeit, die ein solches Projekt mit sich bringt.

Bis das Baurecht angepasst werde, brauche es noch viel Aufklärungsarbeit und politischen Druck. Das steht für Vereinsfrau

«Ich denke, viele Menschen sehnen sich nach dem Gefühl, das ich im Jurtendorf habe. Diese Gewissheit, dass mein Leben hier genau das ist, was ich will.»

Miriam Kost fest. In der Zwischenzeit komme es relativ häufig vor, dass eine Gemeinde trotz fehlender Bewilligung ein Auge zudrücke. Doch das Risiko bleibt: Die Bewohner*innen könnten jederzeit weggeschickt werden. Der Verein setzt sich derweilen ausschliesslich für Wohnprojekte in der Bauzone ein. Auch Wasser- und Sanitäranschluss sind zwingend. Zudem darf eine Behausung nach Ansicht des Vereins den Boden nicht versiegeln. Stattdessen muss sie auf Rädern,

oder – wie die Jurten – auf Punktfundamenten stehen. «Wir wollen nicht zur Zersiedelung beitragen, sondern zur Verdichtung. Deshalb unterstützen wir nicht jede Form von kleinen Häusern», begründet Miriam Kost die enggefasste Definition.

Wohnen auf Zeit

Anstelle einer dauerhaften Baubewilligung besteht auch die Möglichkeit eines Zwischenvertrags. Einen solchen hat das Kollektiv Anstadt mit der



Joscha geniesst die Mittagssonne vor seinem selbstgebauten Haus in der Anstadt in Bern.

Stadt Bern abgeschlossen. Angefangen hat die Zwischennutzung der Wiese neben dem Berner Gaskessel im Sommer 2018. Eine bunt zusammengewürfelte Gruppe besetzte das brachliegende Areal und verwandelte es in ein alternatives, antikapitalistisches und gemeinschaftliches Stadtexperiment. In dieser Anfangszeit wohnten die Besetzer*innen in einem alten Feuerwehrauto, einem Boot und einigen Zelten. «Damals war unser Fokus aber gar nicht das Wohnen. Wir wollten einfach einen Platz kreativ nutzen und nach anderen Idealen leben», erklärt Joscha. Der 28-jährige Sozialpädagoge war von Anfang an überzeugt von der Philosophie der Anstadt.

Auch heute dient die Anstadt nur zur Hälfte als Wohnraum – meistens in Form von selbstgebauten Holzhäusern. Die andere Hälfte ist für die zahlreichen Projekte reserviert. In diesem öffentlich zugänglichen Bereich hat es unter anderem einen Boulderblock, einen Spielplatz, einen Garten und einen Pizzaofen. Es soll ein Ort für Kreativität, Gestaltung und Begegnung sein. Vor kurzem baute Joscha mit anderen ausserdem einen Tanz- und Bewegungsraum. Auch hier widerspiegelt sich der Grundgedanke der Anstadt, anders zu sein als der Rest der Stadt: Bei der Benützung des Tanzraumes ist es explizit verboten, einen kommerziellen Gewinn zu erzielen.

«Am Anfang war unser Fokus gar nicht das Wohnen. Wir wollten einfach einen Platz kreativ nutzen und nach anderen Idealen leben.»

Den ersten Anstadt-Sommer hatte Joscha im Zelt verbracht. Danach, im Herbst 2018, entschloss er sich, zusammen mit drei Freund*innen ein Haus zu bauen. Im darauffolgenden Frühling begannen die Planung und Skizzierung der neuen Heimat. Dass eine Architektin unter ihnen war, habe enorm geholfen, erinnert sich Joscha. «Wir mussten leider die Idee, ganz ohne rechte Winkel auszukommen, aus praktischen Gründen wieder verwerfen. Aber uns war dennoch wichtig, kein 08/15-Haus zu bauen.» Schliesslich entschlossen sich die vier für ein grosses, nach Süden ausgerichtetes Wohnzimmer und L-förmige Schlafzimmer, die wie Puzzleteile ineinanderpassen. So befindet sich das Bett des hinteren Schlafzimmers erhöht über dem Kleiderschrank des zweiten Schlafzimmers nebenan. In jedem Winkel ist die Einzigartigkeit des 2-stöckigen Hauses erkennbar. Die Duschwand etwa ist mit einem kunstvollen und farbenfrohen Mosaik verziert, und in der Duschdecke erinnert eine eingebaute Lichterkette an den Sternenhimmel. Derweilen hängt am Hauptbalken im Wohnzimmer ein Kleber mit dem Wort «stabiü». Joscha erklärt: «Wir waren uns nicht sicher, ob der Balken hält. Vor allem, wenn im Winter Schnee auf dem Dach liegt.» Ein Fachmann habe ihn aber später als sicher eingestuft.

YouTube sei dank

Ohne entsprechende Ausbildung ein Haus zu bauen sei durchaus eine verrückte Idee gewesen, gesteht Joscha ein. Bei vielen kleineren Arbeiten hätten sie YouTube-Tutorials genutzt, sagt er grinsend. Als Verantwortlicher für die Installation der Wasserleitungen und der Zentralheizung musste er sich dennoch an einen ausgebildeten Heizungsinstallateur wenden. «Das Ganze war so kompliziert, dass

ich froh war, konnte ich ihm Fotos schicken und fragen, ob meine Idee funktioniert oder ob dann gleich alles explodiert.»

Erst seit etwa einem Jahr sei das Haus einigermaßen fertig. «Wenn ich aber merke, dass etwas noch fehlt, baue ich es einfach. Das wird wohl noch eine Weile so weitergehen.» Zumindest bis zu dem Tag, an dem die Anwohner*innen der Anstadt das Gelände verlassen müssen. Wann das sein wird, weiss niemand genau. Die Stadt Bern hat jedoch einen Architekturwettbewerb für die Überbauung des gesamten Areals lanciert. Das sei sehr schade, findet Joscha. «Denn leider gibt es kaum mehr solche Räume wie die Anstadt. Räume, die anders funktionieren und bei dem deine inneren sowie äusseren Merkmale kein Grund für Diskriminierung sind.»

Weil die vier Freund*innen bereits wussten, dass sie ihr zukünftiges Haus nur für eine begrenzte Dauer bewohnen würden, wollten sie möglichst wenig Material neu anschaffen. Auch hätten sie gar nicht das Geld ge-

Material und ist Joscha zufolge so gut isoliert, dass es fast Minergie-Standards entspricht. «Wir wollten zeigen, dass es möglich ist, ohne Beton und mit sehr wenig finanziellen Mitteln ein Haus zu bauen, das den modernsten Energiestandards entspricht.» Das sei ihnen gelungen. Egal wie es mit der Anstadt weitergehe.

Geburt eines Tiny House

Einen anderen Weg, mit möglichst wenig auszukommen, haben Johannes und Philip gefunden. Ihr Projekt *minim²* hat das Ziel, auf kleinstmöglichem Raum einen maximalen Wohnkomfort zu ermöglichen. Ursprünglich war ihre Idee nur, ein möglichst kosteneffizientes Haus zu bauen. Bei einem Feierabendbier überlegten der Architekt und der Möbelschreiner, wieso das Bauen in der Schweiz so wahnsinnig teuer ist. Sie merkten rasch: Es liegt nicht nur an den hohen Schweizer Löhnen, sondern auch am vielen Material. Da sie den Lohn ihrer Mitarbeitenden nicht antasten wollten, sahen sie die Lösung darin, ein Haus mit möglichst kleiner

«Die Leute merken, dass sie gar nicht allen Platz in ihrem Einfamilienhaus benötigen, oder beklagen sich über die Unordnung zuhause.»

habt, um alles neu zu kaufen. «Unser bester Materiallieferant war Tutti. Wir waren alle eine Weile lang Tutti-süchtig». Ein Grossteil des Baumaterials stammt ausserdem von einer alten Baracke in Thun, die sie eigenhändig abgebaut haben. Und ein Unternehmer schenkte ihnen Rohre und Leitungen, bevor er nach seiner Pensionierung sein Geschäft auflöste. So bestehe das Haus aus rund 90% recyceltem

Fläche und damit möglichst wenig Material zu bauen. Per Zufall suchte ein Ehepaar im solothurnischen Bellach zu genau dieser Zeit nach einer Architektin oder einem Architekten, um ein brachliegendes Grundstück vor ihrem Einfamilienhaus zu bebauen.

Das Resultat der Zusammenarbeit entstand in der Schreinerie von Phillip in Biberist. Das Tiny House verfügt über eine Gesamtwohnfläche von 38 m² ver-

teilt auf drei Etagen. Jedes Stockwerk wurde als eigenständiges Modul gebaut, anfangs September nach Bellach transportiert und dort zusammengesetzt. Im Erdgeschoss befindet sich die Küche, im ersten Stock das Bad sowie das Wohnzimmer und in der Galerie im Dachgeschoss das Schlafzimmer. «Es würde auch noch kleiner gehen, unser Tiny House ist jetzt eigentlich die Luxusvariante», meint Philip zur limitierten Wohnfläche. «Aber wir wollten nicht, dass man sich eingeschränkt fühlt». Das Haus sei für ein Pärchen ausgelegt. Durch

die getrennten Räume könne eine Person noch im Wohnzimmer arbeiten, während die andere bereits schlafen geht. Bei noch kleineren Varianten müsste hingegen das Bett hochgeklappt werden, um am Tisch sitzen zu können. Das würde den Wohnkomfort zu stark einschränken, fanden die beiden Freunde.

Ein Haus bauen als Konsumkritik

«Die grösste Herausforderung war, das Gewicht der drei Module möglichst klein zu halten», erklärt Philip. Die Mo-

Die drei individuellen Module des Tiny Houses wurden anfangs September in Bellach sorgfältig aufeinander gestellt und verbunden.





Hier hing die Treppe noch im leeren Raum, jetzt verbindet sie die einzelnen Wohnräume der drei Stockwerke miteinander.

glücklicher, wenn dein Haus fünfmal so gross ist?», fragt Philip und fährt fort: «Die Generation unserer Eltern war noch weniger sensibilisiert für Umweltthemen – anders als wir heute. Wir wissen, dass es so nicht weitergehen kann und fragen uns, was wir den Generationen nach uns hinterlassen.»

Konkrete Zukunftspläne für weitere Tiny House-Projekte haben die beiden noch nicht, auch wenn sie genügend Interessent*innen hätten. Viele wollen zunächst jedoch anhand des Prototyps erfahren, wie sich das Leben in so einem Tiny House anfühlt. Und die beiden Erbauer? Plant einer von ihnen den Einzug ins Mini-Gebäude? «Nein, die ganzen Spielzeuge von meinem Sohn hätten nie Platz», sagt Philip und lacht. Wenn die Kinder mal erwachsen und ausgezogen seien, könnten es sich Johannes und Philip aber durchaus vorstellen. Auch der Eigentümer und die Eigentümerin des Prototypen wollen erst einziehen, wenn sie in Rente sind. Aus diesem Grund wird das Tiny House zunächst für ein paar Jahre vermietet.

dule mussten nämlich mit dem Kran auf Lastwagen gehoben und von Biberist nach Bellach transportiert werden. Auch sei es schwierig gewesen, ausnahmsweise alles selbst zu organisieren: von der Planung und dem Bauen bis hin zum Transport und der Organisation mit den verschiedenen Gewerkschaften, der Polizei und der Gemeinde. Dabei funktionierte die Zusammenarbeit erstaunlich gut: «Ob Behörden oder Private, allen gefiel unser Projekt und haben uns dementsprechend unterstützt». Passant*innen seien skeptischer, er-

zählt Philip. Sobald man mit ihnen spreche, merke man aber, dass ein Umdenken stattfindet: «Sie sagen dann, dass sie gar nicht allen Platz in ihrem Einfamilienhaus benötigen, oder beklagen sich über die Unordnung zuhause.» Wenn man aber gar keinen Keller habe, überlege man sich bereits bei der Anschaffung, ob man das neue Teil tatsächlich braucht.

Die Idee hinter dem Tiny House sei deshalb, wegzukommen von der Konsumgesellschaft und dem Besitzzeifer, der viele erfasst habe. «Bist du wirklich

Wohnen auf vier Rädern
Nicht alle sind davon überzeugt, dass sich ein Tiny House finanziell lohnt. Bastian beispielsweise würde zwar gerne mal in einem solchen Haus wohnen. Doch der 34-jährige Berner hält es momentan nicht für realistisch. «Auf Dauer ist es sehr teuer, in einem Tiny House zu wohnen», sagt er. Im Unterschied zu einem gewöhnlichen Eigenheim erhalte man für ein Tiny House nämlich kein Bankdarlehen. Er hat deshalb stattdessen den Versuch gestartet, seinen Wohnsitz auf vier Räder zu verlegen. Seit März lebt er in seinem umgebauten Van und reist damit kreuz und quer durch die Schweiz. An einem Ort ist er stets nur für eine Nacht. Wo das jeweils ist, hält er am liebsten geheim. Denn gerade im Kanton Bern verschwinden ihm zufolge zunehmend die Plätze, wo campieren für eine Nacht erlaubt ist

– zu viele Leute hätten seit der Pandemie diese Freiheit für sich entdeckt. Auch Bastian war letztes Jahr schon tage- oder wochenweise im Van unterwegs. Dass seine WG in Zürich im Frühling aufgelöst wurde, nutzt er nun als Chance, Vollzeit im Auto zu wohnen. «Ich betrachte es als Experiment. Ich will herausfinden, wie viel es braucht, um so zu leben. Wäre das längerfristig etwas für mich? Und wie nachhaltig ist es überhaupt?».

Am Anfang sei es stressig gewesen, nicht zu wissen, wo er am Abend schlafen würde, blickt Bastian zurück. «Und ich hatte damals noch keine Standheizung, so war es manchmal echt kalt!». Mittlerweile nimmt es der Informatiker gelassener. Er hat ein Gefühl dafür entwickelt, wo er einen guten Übernachtungsplatz finden kann. Ab und zu tarnt er

«In der Schweiz gehört jeder Flecken irgendjemandem».

den Van gar als Baustellenfahrzeug: «Ich lege eine Leuchtweste und meinen Kletterhelm aufs Armaturenbrett, dann falle ich niemandem auf», sagt er und lacht.

Auch Bastian empfindet es als grossen Vorteil, selbst über die Ausstattung und Ausgestaltung seines Zuhauses zu bestimmen. So hat er in den letzten Monaten den Innenausbau optimiert, unter anderem mit einer Komposttoilette. Auch eine Kochnische und einen Kühlschrank besitzt er. Letzterer steht auf Rollen unter dem schmalen Bett. So wird praktisch jeder Zentimeter im Van sinnvoll genutzt. Diese Reduktion des Besitzes sieht er als klaren Vorteil seines Lebensstils:

«Ich trage jetzt nur noch meine Lieblings-Shirts», stellt er verschmitzt fest. Und dass er am Feierabend direkt hinaus in die Natur treten könne, sei schlicht genial. Allerdings sei es durchaus aufwändig, seine fahrbare Wohnung instand zu halten. Damit verweist er auf die Notwendigkeit, stets genügend Wasser im Tank zu haben, seine 12 Volt-Batterie mittels Solarpanel auf dem Autodach zu laden und vor schlechtem Wetter Schutz zu suchen. «Du suchst ein einfaches Leben, verbringst dabei aber auch viel Zeit damit, das Leben einfach zu halten», fasst er zusammen.

So geniesst er es, zwischendurch bei seiner Freundin in Bern oder bei Bekannten irgendwo in der Schweiz übernachten zu können. Ab Oktober hat Bastian sogar wieder eine Wohnung in Zürich. Er freue sich darauf, mit mehr als einer Pfanne kochen zu können. Und sein Experiment sei trotzdem gelungen, findet er: «Es ist eine super Erfahrung, zu merken, mit wie wenig ich auskomme. Meine restlichen Sachen, die bei einem Freund im Keller stehen, vermisse ich überhaupt nicht.» Auch sei er erstaunt darüber, mit wie wenig Strom, Gas und Diesel er auskomme. Damit wehrt er sich gegen den häufigen Vorwurf, mit dem Van herumzufahren sei ökologisch verwerflich.

Was er mit dem Van macht, wenn er wieder in einer festen Wohnung lebt, weiss er noch nicht. «Ich denke, ich werde nächstes Jahr wieder mehrere Monate damit herumreisen und die Wohnung währenddessen untervermieten. Denn einen Van und eine Wohnung gleichzeitig zu haben, finde ich nicht vertretbar.»

Nachmachen nur bedingt erwünscht

Können die Wohnformen, von denen Andrea, Joscha, Johannes, Philip und Bastian so schwärmen, als Vorbild für andere dienen? Wären sie dafür geeignet, dem steigenden Bedarf an Wohnfläche pro Person entgegenzuwirken und stattdessen nachhaltigere Behausungen voranzutreiben? Nein, sind sich alle Interviewten einig. So stellt etwa Bastian fest: «Im Van zu wohnen funktioniert nur, weil es nicht alle machen». Und auch Miriam Kost vom Verein für Kleinwohnformen betont: «Wenn alle in einem Tiny House leben würden, hätten wir zu wenig Platz». Denn naturgemäss gehen solche Bauten kaum in die Höhe. Es sei aber auch gar nicht das Ziel, dass es nur noch Kleinwohnformen gebe, sagt Kost. Ihr Potential bestehe vor allem darin, bestehende Wohnformen zu ergänzen. Etwa indem im Garten eines Einfamilienhauses nachträglich ein Tiny House hingestellt wird. Dort könnten – wie früher im «Stöckli» – beispielsweise die Grosseltern einziehen.

Die Zukunft von Kleinwohnformen in der Schweiz ist auch abhängig vom Interesse der Mehrheitsgesellschaft und damit der Politik, solche alternativen Formen zu fördern. Im Kanton Bern nahm der Grosse Rat im Herbst 2020 ein entsprechendes Postulat an, das nun vom Regierungsrat geprüft wird. Mit

rokratische Zwischennutzungen von ungenutzten Grundstücken ermöglichen wollte. Der Bundesrat erachtete den Vorschlag als nicht vereinbar mit den bestehenden Eigentumssetzen und verwies auf die Möglichkeit, individuelle Abmachungen mit den Besitzer*innen eines Grundstücks zu treffen.



Wo er nachts parkiert, sagt Bastian grundsätzlich niemandem weiter. Er wolle nicht zum Instagram-Hype beitragen und so riskieren, dass Gemeinden das Campieren zunehmend verbieten.

dem Vorstoss sollen Kleinwohnformen zukünftig als Instrument der Siedlungsentwicklung genutzt werden. Auch der Bundesrat äusserte sich eher kritisch zu den entsprechenden Themen. Immerhin läuft bis 2023 ein Forschungsprogramm, das unter anderem eine Anpassung der Wohnungspolitik an veränderte Wohnbedürfnisse thematisiert.

So hängt die Umsetzung solcher Wohnformen vorerst stark vom Goodwill der jeweiligen Gemeinde ab. Andrea etwa betonte, wie entscheidend es war, die Gemeinde Luthern Bad von den Vorteilen des Jurten dorfs zu überzeugen. In ihrem Fall habe das geklappt. An den politischen und rechtlichen Rahmenbedingungen etwas grundlegend zu ändern, hält sie hingegen für schwierig: «Wegen der fehlenden Hypothek und dem minimalisierten Besitz lässt sich an uns wenig Geld verdienen.» Erschwerend kommt hinzu, wie stark das Privateigentum in der Schweiz geschützt ist. Oder wie Bastian es formuliert: «In der Schweiz gehört jeder Flecken irgendjemandem». Mit dieser Begründung lehnte der Bundesrat 2018 eine Motion von SP-Nationalrat Fabian Molina ab, die unbü-

Minimalismus als Gewinn

Obwohl sie ein Nischenphänomen bleiben dürften, könnten die vier porträtierten Wohnformen dennoch zu einem Umdenken beitragen: Einem Umdenken, was den Bedarf an materiellen Gütern betrifft. So wünscht sich beispielsweise Andrea, dass ihr Jurtendorf Menschen dabei hilft, mit weniger zufrieden zu sein. Denn wer sich der Natur näher fühle, habe automatisch weniger Bedürfnisse nach materiellem Besitz, ist sie überzeugt. Auch Philip und Johannes hoffen, dass in der Gesellschaft mehr darüber diskutiert wird, wie viel es zum Wohnen wirklich braucht.

Der Pioniergeist von Andrea, Joscha, Johannes, Philip und Bastian hilft also nicht nur ihrem persönlichen Projekt- oder Wohnglück, sondern regt an zum Nachdenken darüber, wie wir wohnen wollen. Egal ob es darum geht, Minimalismus als Lebensform auszutesten, eine Fläche zu beleben oder gleich ein ganzes Lebenswerk aufzubauen: Die Interviewten haben ihre Wohnform bewusst gewählt und zeigen damit: Wie viel wir besitzen und wie wir wohnen ist weder eine Selbstverständlichkeit, noch fehlt es an Alternativen. ♦

«Bist du wirklich glücklicher, wenn dein Haus fünfmal so gross ist?».

Sexpositiv?

Text: Lisa Linder

Bilder: zvg. von Achtung Liebe

Aus dem Sexualkundeunterricht wissen viele vor allem um die Geschlechtsorgane, Krankheiten und Prävention einer Schwangerschaft. Was zwischen dem ersten Kuss und dem Akt sonst noch alles liegt, und auch Platz haben darf, ist kaum ein Thema. Hemmungen über den Austausch zum Zwischendrin sind noch immer gross.

«Wie sich Schmetterlinge küssen will ich wissen, will ich wissen... will ich wissen...», so beginnt die erste Strophe eines Primarschulliedes, welches vielleicht noch die eine oder der andere aus der Schulzeit kennt. Wie küssen sich denn Schmetterlinge? Respektive, was passiert da noch, bevor der Storch kommt? Aus Hollywoodfilmen kennt man die Geschichte ja eigentlich zur Genüge: (Attraktiver) Mann und (attraktive) Frau lernen sich kennen, meist durch einen «Zufall» – Zusammenstoss mit Büchern oder Kaffeebechern – es folgt peinliches Gestammel, eine unabsichtliche Berührung, tiefer Blickkontakt. Sie sehen sich wieder, auf ein Abendessen mit Kerzenlicht, und dann endlich der erste Kuss. Happy End.

Und was kommt danach? Gut, in den moderneren Filmen landen die beiden Hauptdarsteller*innen auch schon mal frühzeitig im Bett, gezeigt wird das flirtende Vorspiel, vielleicht hier und

da ein bisschen nackte Haut überspielt mit fesselnder Musik. Dann Schnitt und wir sehen, wie sich die Darsteller*innen erschöpft in die Kopfkissen fallen lassen. Was ist mit den peinlichen Momenten der Unsicherheit und Ungewissheit beim Akt? Wann oder wie wird gefragt, ob es für beide (wirklich) gut ist? Kurz gesagt: Wo bleibt das Zwischendrin? Das trügerische, viel zu einseitige Bild von Geschlechtsverkehr, das wohl in den meisten Köpfen unserer Gesellschaft existiert, ist eingeebnet, geprägt durch traditionelle gesellschaftliche Normen, oberflächlichen Sexualkundeunterricht und unehrliche Filmszenen.

Sexualkunde ist nicht obligatorisch

Der neu eingeführte Lehrplan 21 (LP21) beschreibt sich als neutral in Bezug auf Politik, Religionen und Konfessionen. Gleichzeitig soll ihm zufolge die

Grundhaltung der Volksschule von christlichen, humanistischen und demokratischen Wertvorstellungen ausgehen.

Gilt in westeuropäischen Ländern «christlich» folglich als «neutral»? Widerspricht sich diese Beschreibung nicht selbst? An der PH Bern ist die Auseinandersetzung mit Inhalten und der Didaktik der Sexualkunde ein Wahlfach, der Besuch also nicht obligatorisch und somit keine Voraussetzung für den Studienabschluss. Trotzdem fällt es einer Klassenlehrperson auf der Oberstufe mindestens einmal alle drei Jahre zu, die Schüler*innen in diesem Thema zu unterrichten.

Zu wenig Sexpositiv?

Eine angehende Lehrperson findet im Abschnitt des LP21 zu Beziehungen und Sexualität sehr formale, offene Beschreibungen der Kompetenzen. Schüler*innen sollen lernen, «Sexualität mit Partnerschaft, Liebe, Respekt,

Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung zu verbinden» und «sexuelle Orientierungen nicht-diskriminierend benennen zu können», wozu lediglich «Hetero- und Homosexuell» als Optionen genannt werden. Natürlich steht es der Lehrperson frei, sich ausführlicher mit den Themen zu beschäftigen und weitere Aspekte zu behandeln. Der Lehrplan scheint jedoch nicht auf dem neuesten Stand der Sexualforschung zu sein und wichtige Aspekte wie die Vielfalt der Geschlechteridentitäten und sexuellen Orientierungen auszublenden. «Verhaltensweisen und ihre Auswirkungen im Bereich Sexualität kritisch beurteilen können» wird erst als letzte Kompetenz genannt. Sie kann im Unterrichtsplan also später erarbeitet werden. Hinzu kommt, dass die Stichwörter unter dieser Kompetenz ausschliesslich negativ behaftet sind: Risiken, Übergriffe, Missbrauch, Pornographie, Promiskuität, Prostitution. Diese



Schülerinnen und Schüler der Oberstufe in der Diskussion über Körper und Geschlechterrollen

Beschreibung vermittelt, dass es nicht um die positiven Aspekte und Erlebnisse des Sexuallebens gehen soll, sondern um die Gefahren und gesellschaftlichen Tabus.

Gefährliches Halbwissen

Eine Enthemmung gegenüber dem Thema passiere heute aber bereits öfter durch die Jugendlichen selbst, welche offener Fragen zu Homosexualität, Lust oder Schwangerschaftsabbruch stellen würden als früher, erklärt Dorette Fischer, langjährige Oberstufenlehrerin. «Bei den Mädchen stelle ich fest, dass sie über Verhütungsmittel besser informiert sind. Es ist aber nach wie vor viel Halbwissen im Umlauf», meint sie weiter. Gerade dieses Halbwissen sei gefährlich, weshalb der Sexualkundeunterricht ihrer Meinung nach nicht allein den Familien überlassen werden darf. Fischer bildet sich selbstständig weiter, um den Unterricht auf dem neusten Stand zu halten. Letztens habe sie von einem 3D-Vulva-Modell erfahren, dies wolle sie sicher für die Schule bestellen. Obligatorisch ist der Sexualkundeunterricht jedoch noch immer nicht. Dispensation ist möglich, dies stigmatisiere diese Jugendlichen in der Klasse und ebendiese würden dann in der Regel auch zu Hause nicht aufge-

klärt. Einzig von der Gesundheitsförderung, welche die Aufklärung zur Aids-Prävention beinhaltet, können die Jugendlichen nicht dispensiert werden. «Juristisch gesehen darf man sein Kind nicht davor bewahren, sich vor einer tödlichen Krankheit zu schützen», so Fischer.

In einer Onlineumfrage der *bärner studizytig* wurde die Gehemmtheit im Sexualkundeunterricht stark bemängelt. Von den 117 teilnehmenden Personen gaben rund 55% an, sich von der Sexualkunde in der Schule

Die Auseinandersetzung ist mit restlos eher negativen Stichworten umrahmt.

zu wenig auf ihr erstes Mal vorbereitet gefühlt zu haben. Die meisten (73%) gaben an, dass sie weitere Informationen zum Thema vor allem von gleichaltrigen Freunden oder aus Zeitschriften (60%) bekamen. Sogar der berühmte berüchtigte «Dr. Sommer» ergatterte in der Umfrage seine Creditpoints. Die nächste Ansprechperson war dann die eigene Mutter oder der eigene Vater. Dass sexuelle Aufklärung auch als Erziehungsaufgabe der Eltern angesehen werden kann, ist ein verständliches Argument, doch es widerspricht der Chancengleichheit und dem Recht auf ausführliche Information. Dass ungefähr ein Viertel «Spielfilme» und nicht weniger als ein Fünftel der Befragten «Pornos» als Hauptinformationsquelle angaben, widerspiegelt die ernüchternde Qualität des Aufklärungsunterrichts der Befragten. Schliesslich entsprechen diese Produkte kaum je der Wahrheit, sind meist komplett überzeichnet, und wecken oft falsche Erwartungen.

Befragte wünschen mehr Austausch

Die Umfrage ergab ebenfalls, dass sich fast 80% der Befragten auch heute noch über die Themen Sex und Sexualität informieren, und einige wenige (4.3%) zugaben, sich eigentlich mehr informieren zu wollen.

Als Antwort auf die Frage: «Welche Inputs, Hilfestellungen, zwischenmenschliche Gespräche würdest du dir wünschen, um über Sexualität zu reden?» gab es sehr ausführliche Reaktionen. Eine Befragte stellte dabei die Idee in den Raum, sich gerne in einem Safe-Space auszutauschen, nicht notwendigerweise mit Expert*innen, aber gerne mit fremden Menschen, zu welchen man genug Distanz hat. Distanz kann folglich wohl hemmend als auch enthemmend wirken. Ob die Lehrperson, welche in der nächsten Stunde den Französischtest verteilt, die jeweils richtige Distanz bietet, ist fragwürdig. Sollte der Sexualkundeunterricht vielleicht besser aus der Verantwortung der Lehrpersonen gestrichen werden?

Achtung Liebe

«Achtung Liebe», eine Non-Profit-Organisation von Studierenden, bietet den Lehrpersonen mit einem Aufklärungs-Workshopangebot die Möglichkeit, fachlich informierte, auswärtige Personen, meistens Medizinstudierende, zu engagieren. Die Organisation strebt eine zeitgemässe und altersgerechte Sexuaufklärung an, die neben den harten Fakten auch die zwischenmenschlichen Aspekte (z. B. Emotionen, Beziehung, Kommunikation) von Sexualität diskutieren will. Eines der Hauptargumente der Organisation ist die altersbedingte Nähe zu den Jugendlichen. Dadurch können sie eine andere

Vertrauensebene erreichen. Eine Aufklärerin von «Achtung Liebe» erklärte der *bärner studizytig*, dass sich das Vorwissen spürbar je nach Schulstandort unterscheidet: «So ist eine Klasse im Langzeitgymnasium grundverschieden von einer 3. Sek C in einer ländlichen Gemeinde mit einer gesamthaft konservativen oder besonders orthodoxen Bevölkerung. Auch wenn die Oberthemen (z. B. Anatomie, Verhütung, sexuelle Identität und Orientierung) meist dieselben sind, muss man an ganz anderen Punkten ansetzen.» Dies hinge schlussendlich auch mit den Gemeinden, Schulen oder gar einzelnen Lehrpersonen zusammen, die konkret über die Handhabung der Sexuaufklärung entscheiden. Eine zweite Workshopleiterin meint weiter: «Es gibt auch einen klaren Röstigraben der Sexuaufklärung: Während in der Romandie

Es gibt einen Röstigraben in Sachen Aufklärung.

die Einladung einer Fachperson fest in der Ausbildung verankert ist, entscheidet in der Deutschschweiz jede Schule – eigentlich jede Lehrperson – selbst, in welcher Form Sexuaufklärung stattfinden soll.» Es fehle also eine einheitliche Strategie und die Unterschiede seien entsprechend gross. «Dabei ist es leider noch immer so, dass viele Lehrpersonen zu wenig sensibilisiert sind, was Themen wie Geschlechteridentität und Sexualität an sich angeht», bedauert die Workshopleiterin. Oft scheitere es noch an der Sprache und dem Umgang mit vielen Alltagsthemen. Auf der Seite der Schüler*innen sieht es da schon anders aus. «Oft stellen wir fest, dass rund um den Regenbogen schon sehr viel Wissen vorhanden ist», kommentiert Sara von «Achtung Liebe» gegenüber der *bärner studizytig*. Das Internet habe hier ebenfalls seine Vorbildfunktion als breite Informationsquelle erfüllt, wodurch kaum noch Kinder komplett ohne Vorwissen anzutreffen sind. Gleichzeitig könne die breite Masse an möglichen Informationsquellen aber auch überwältigend und überfordernd sein. Schliesslich sei das Interesse in den Workshops jeweils beim «praktischen» Alltagswissen besonders gross. Ein Glück, findet sich im «Achtung-Liebe-Koffer» nebst ca. einem Kilo Plastikbananen und Femidomen auch eine Klitoris aus Silikon in Echtgrösse.



Praktisches Alltagswissen angewandt an der Kunststoffbanane

Schamlos!

Echtgrössen gab es auch vergangenen Juni auf der Leinwand im Frauenraum und im Kino der Reithalle Bern zu beobachten. An diesem queer-feministischen Pornographiefestival wurden Filme rund um das Thema Sexualität, Körper und Geschlecht gezeigt. Zwischen den Filmen gab es Workshops und Gespräche mit dem Publikum. Als persönlichen Beweggrund für die Mitorganisation dieses Festival erzählt Kollektivmitglied Elena: «Ich habe den Sexualkundeunterricht so in Erinnerungen, das ich gelernt habe, wie das männliche und das weibliche Geschlechtsteil funktioniert und wie die Einzelteile heissen und wie ich als Frau oder Mann verhüten kann. Darüber gab es dann einen Test.» Die Motivation rührte dann auch daher, dem Missstand entgegenzutreten,

dass es in Bern so etwas noch überhaupt nicht gab, während in Lausanne (Fête du slip) und Zürich (Porny Days) schon länger Filmevents zum Thema Lust Platz fanden. «Schamlos! sollte aber noch spezifischer sein und fernab von heteronormativer Pornographie. Normen spalten, Porno neu definieren und zeigen, was eigentlich schön ist», so Elena. Die Pornos in einem öffentlichen Raum zu zeigen, weit weg vom eigenen Sofa oder Schlafzimmer, soll Besucher*innen anregen, sich über Sexualität auszutauschen, darüber zu reden, was einem dabei wichtig ist, und neue Kommunikations(platt)formen dafür zu schaffen. Konkret stellt sich das Kollektiv folgender Herausforderung: «Wie können wir Lust und Sexualitäten, Körper und

Kommunikation neu verhandeln, damit wir uns darin wiederfinden und sich unser Publikum wohlfühlt?».

Kein Penetrationssex

Die weitere Absicht des Festivals ist es, mit der klassischen Porno-Spannungskurve zu brechen. Der Kurzfilm-Block «Beyond» zeigte, dass Orgasmen vielseitig sein können, oder gar nicht passieren müssen, um Lust zu (er-)leben. «Wir wollen zeigen, dass es auch schön und okay sein kann, wenn es nicht um einen linearen Ablauf geht – Vorspiel – Penetration – Orgasmus, sondern der Orgasmus in einem Film zuerst kommt oder nur Berührungen und Körper gezeigt werden. Teasing und Spielen, diese Zwischenräume versuchen wir zu zeigen und zu füllen», fasst Elena dies zusammen.

Mit dem Festival will das Kollektiv Anstösse liefern, um zu lernen, wie mit anderen Menschen gemeinsam oder mit Partner*innen über Sexualitäten, über Lüste und Unlüste kommuniziert werden kann.

Sexualkunde mit Statuen

Um unter Lust und Unlust etwas verstehen zu können, muss sich Mensch jedoch gewollt mit der eigenen Sexualität und sexuellen Wahrheit und Bedürfnissen auseinandersetzen.

Vielleicht erscheint dieses Fazit vielen als logisch, doch einfach zu erreichen ist es deshalb noch lange nicht. Eine der befragten Personen in der Umfrage der *bärner studizytig* erzählte, dass ihr Sexualkundeunterricht daraus bestand, Bilder von Statuen zu betrachten, «da uns echte Abbildungen oder Zeichnungen zu sehr hätten verstören können». Damit sei schon von Anfang an vermittelt worden, dass alles, was mit Sexualität zu tun hat, verboten und toxisch sei.

Fast alle Befragten wünschen sich besonders Offenheit von ihren Sexualpartner*innen. Doch was bedeutet Offenheit? Sich auf Neues und Unbekanntes einzulassen? Dazu braucht es aber auch erst einmal die Idee, was dieses Neue denn sein könnte. Um auf solche Ideen zu kommen, muss man sich aktiv mit den Möglichkeiten auseinandersetzen, die einem selbst gefallen könnten, konkret: Die eigene Lust kennen. Aus dem meist eher technischen Sexualkundeunterricht weiss man vielleicht knapp, dass dieses Wort etwas mit Geschlechtsverkehr zu tun hat. Wie zentral es jedoch für das positive Erlebnis dieses eigentlich natürlichen Akts ist, wird meist verschwiegen. Es ist privat, unschicklich, darüber zu sprechen, und ohnehin nicht generalisierbar. Doch was es genau ist, findet nicht heraus, wer nicht sucht. Oder in anderen Worten: Wer nicht wagt, der* nicht gewinnt! ♦

Zauberwald und Schweinefett

Text: Jana Schmid
Bilder: Benjamin Herren

Eine Frau will ein Dorf wiederbeleben. Wir sind die Ersten, die ihr dabei helfen sollen. Erlebnisse aus Dognecea, Rumänien.

Es läuft nicht viel in Dognecea. Drei Männer in weissen Unterhemden trotzen der sich anbahnenden Mittagshitze unter wenig schattenspendenden Bäumen. Es ist Hochsommer in Rumänien. Runde Bäuche blitzen unter den Hemden hervor. Die Glatzen glänzen vom Schweiß.

Auf dem Spielplatz wippt ein Junge einsam auf einer Schaukel. Die Schaukel ist rostig und der Junge eigentlich zu alt für Schaukeln dieser Art.

Weiter vorne steht das Rathaus. Es fällt auf mit seiner gelben Fassade – ein fröhliches Gelb, das man eher an Kindergärten als an Rathäusern erwarten würde. «Politia» steht auf einem Schild neben dem Eingang. Einen wirklichen Polizisten hat Dognecea zwar nicht mehr, aber das Schild ist geblieben. Daneben hängen leblos zwei Flaggen, ausgebleicht im Vergleich zur bunten Fassade: Rumänien und die Europäische Union.

Frischer Wind in der Verwaltung

Eine stark geschminkte Frau lächelt hinter Schutzglas hervor, als Ami im Rathaus eintrifft. Ami arbeitet seit zwei Monaten hier, als Architektin ist sie für die Genehmigung

von Bauvorhaben in Dognecea zuständig. Es gibt nicht allzu viele Bauvorhaben in der 2000-Seelen-Gemeinde, aber das stört Ami nicht. Im Gegenteil: Sie hat genug anderes vor mit diesem Dorf.

Aufgewachsen und wohnhaft in der Kleinstadt Bocsă, eine halbe Stunde schlaglochreiche Fahrt von Dognecea entfernt, ist Ami die einzige Gemeindefachkraft, die nicht aus dem Dorf kommt. Die 36-Jährige hat ihren Job in der Gemeindeverwaltung einer grösseren Stadt kürzlich aufgegeben und stattdessen die Stelle in Dognecea angetreten. «Für mehr Freiheiten und weniger verfestigte Hierarchien», wie sie sagt. Jetzt ist es ihr erklärtes Ziel, dem Dorf neues Leben einzuhauchen. Helfen sollen ihr dabei Freiwillige, die sie über Internetplattformen wie «Workaway» nach Dognecea holen will. Benj und ich sind die ersten dieser Art. Also treten wir an diesem heissen Junimorgen hinter Ami ins Rathaus ein.

Ein Mann öffnet die Tür zu einem Büro, das mit «Primar» (rumänisch für «Bürgermeister») angeschrieben ist. Remus trägt ein kurzärmeliges Karo-Hemd und ein Kreuz an einer Halskette, seine kurzen Haare sind an-

ständig zur Seite gekämmt. Er ist Berater und ausführende Hand des Bürgermeisters von Dognecea.

Staub angesetzt

Remus begleitet uns auf einer Tour durch verlassene Gebäude im Dorf. Da ist zunächst eine Art Gemeindesaal: In gutem Zustand, zuletzt jedoch nur vereinzelt für Hochzeiten genutzt. In den angrenzenden Räumen haben sich Dinge angestaut, die sonst nirgends mehr hinpassten: alte Bücher, Nähmaschinen, Schulmaterial. «In diesen Räumen sollen Schlafzimmer entstehen, um bis zu zehn Freiwillige beherbergen zu können», erklärt uns Ami.

Gegenüber steht eine alte Schule, die nach mehr als blosser Räumungsarbeit verlangt: Das Dach ist teilweise eingestürzt, die Böden morsch, von den Wänden bröckelt der Putz. Auch hier sind die Räume meterhoch mit altem Schulmaterial vollgestellt. Wir stöbern durch vergilbte Landkarten, kommunistische Flaggen, Dachziegel, Schwalbennester. Ja, dieses Dorf hat Staub angesetzt, denke ich.

Die Führung quer durch die Gemeinde ist so ausgiebig wie Amis Ideen, die sie uns da-



Kaffee im Büro des Bürgermeisters: Tante, Remus, Jana, Ami, Martina (vlnr)

bei unterbreitet: Ein Computerraum für die Dorfjugend, eine neue Bibliothek, ein Labyrinth im zugewachsenen Schulhof, die Restaurierung des alten Lebensmittelmagazins, Platz für Workshops aller Art. «Viel Infrastruktur wäre grundsätzlich schon da, wir müssen sie nur wieder zum Leben erwecken», meint die Architektin.

Wir beginnen bei den Schlafzimmern für Freiwillige, räumen Dinge von hier nach da. Herr Krispin kommt uns besuchen, der Vize-Bürgermeister, ein grosser Mann mit tiefer Stimme. Er hält seine Zigarette zwischen Daumen und Zeigefinger, während er hilft, alte Schubladen aus dem Gebäude zu tragen und auf den Müll zu werfen. Am Ende des Tages ist ein Zimmer von seiner jahrelangen Funktion als Abstellkammer befreit. Stattdessen gibt es nun eine grosse Kiste mit einem lädierten Whitney-Houston-Poster und weiteren kuriosen Dingen, die später zu Kunst verarbeitet werden können. Jetzt müssen nur noch Betten her, für zukünftige Künstler*innen.

Badeplausch beim Bürgermeister

Am nächsten Tag nimmt uns Ami mit zur einzigen bestehenden touristischen Infrastruktur von Dognecea: Ein Restaurant und

Gasthaus am kleinen braunen Stausee, mit Holzterrasse, Liegestühlen und Sonnenschirmen. Eine richtige Badi. Eigentümer ist der Bürgermeister.

Wo auch immer wir sind, sprudeln neue Projektideen aus Ami hervor.

Die Terrasse ist voll, die Musik aufdringlich laut und es werden rege Pedalos vermietet. Auf der einen Seite überbieten sich rumänische Jungen gegenseitig mit Rückwärtssalti, auf der anderen schubsen sich junge Roma-Männer gegenseitig ins Wasser und produzieren Wellengang. Auch junge Frauen sind da, von ihnen springen nur wenige ins Wasser. Viele liegen in bunten Bikinis auf den Liegestühlen, plaudern und rauchen. Etwas abseits, wo das Wasser knietief ist, sitzt eine

voluminöse ältere Roma-Frau am Uferand. Ihr bodenlanges Kleid klebt nass am Körper. Auch andere Frauen baden in langen Kleidern. In der Ferne entdecke ich Remus, der sein Karohemd gegen grüne Badehosen eingetauscht hat und uns lächelnd zuwinkt.

Dogneceas Bevölkerung ist, so wird uns erklärt, dreigeteilt: rumänisch, deutsch, Roma. Gold-, Eisen- und Kupferminen sollen schon im 18. Jahrhundert erste deutsche Siedler in das Bergbaudorf gelockt haben. Nach dem Ende des Kommunismus wurden die Minen in den 1990er-Jahren stillgelegt. Die Nachfahren der deutschen Auswanderer*innen sind noch heute da und messen ihrer Herkunft grossen Wert bei, ausgedrückt durch Sprache, Kultur und die Namen ihrer Kinder. Die deutsche und die rumänische Bevölkerung lebt vor allem im vorderen Teil des Dorfs, die Roma im hinteren. Gemeinsamer Treffpunkt: Die bürgermeisterliche Badi am Stausee.

Der Zauberwald von Dognecea

Die Restaurierung der verlassenen Gebäude ist noch längstens nicht alles, was Ami mit Dognecea vorhat. Wo auch immer wir sind, sprudeln neue Projektideen aus ihr hervor.

Im Wald am Dorfeingang soll das Herzstück ihrer Vision entstehen: der «Magic Forest».

An den Dämmen der beiden Stauseen könnten Kletterwände entstehen, in den stillgelegten Minen Kunstwerke aus Glas, auf einer Lichtung ein öffentlicher Campingplatz, am See neue Badestrände und vielleicht sogar ein Lift für Wasserskis. All das erklärt uns die quirlige junge Frau, während wir von einem Schauplatz zum nächsten spazieren.

Im Wald am Dorfeingang soll das Herzstück ihrer Vision entstehen: der «Magic Forest». Ein Zauberwald, wo dereinst Künstler*innen und Handwerker*innen ein magisches Gesamtwerk aus natürlichen Materialien, Lichtinstallationen und Malerei erschaffen sollen. «Und hier», sagt sie und deutet auf eine kleine Lichtung im zukünftigen Zauberwald, «hier könnte vielleicht irgendwann ein Musik-Festival stattfinden. Umgeben von Kunst im Wald. Amazing location, oder?».

Im Gemeindesaal wird derweil das Schlafzimmer vorbereitet für zwei Freiwillige aus Ägypten, die nächste Woche eintreffen sollen, ein Vater mit seinem neunjährigen Sohn. Auch Vater Michael soll in den nächsten Tagen vorbeikommen. Der Dorfpriester hat versprochen, beim Sortieren der alten Bücher zu helfen, die sich im Saal immer höher stapeln. Es scheint, als breite sich langsam eine leise Aufbruchstimmung im Dorf aus.

Steuern erklären auf dem Flohmarkt

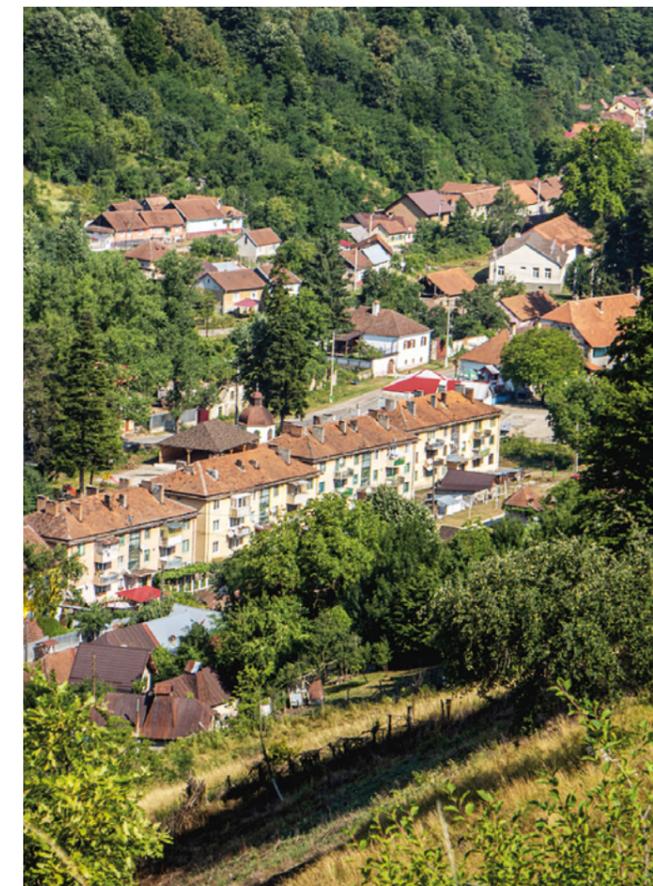
Am Freitagmorgen ist Markt in Dognecea. Um 8 Uhr ist das ganze Dorf auf den Beinen. An der Hauptstrasse ist Flohmarkt, auf einem kleinen Platz neben dem Rathaus werden Lebensmittel verkauft. Ein Mann,

der alte Discmans, Telefone und Bügeleisen verkauft, spricht Ami an, nachdem er uns seine Waren feilgeboten hat. Aus seinem Portemonnaie kramt er ein gefaltetes Blatt Papier hervor und streckt es ihr hin: seine Steuerveranlagung. Er hat Ami offenbar als Mitarbeitende der Gemeindeverwaltung erkannt und greift die Gelegenheit beim Schopf. Sie erklärt ihm geduldig die Details der Verfügung, während Benj und ich an einem anderen Marktstand mit Käse, Gurken und Tomaten gefüttert werden.

Dann werden wir zum Kaffee eingeladen – ins Büro des Bürgermeisters. Dieser ist zwar in den Ferien, aber Remus bittet uns herein, zusammen mit seiner Frau Martina. Sie ist eine der deutschstämmigen Einwohnerinnen und spricht, obwohl in Dognecea geboren, fließend Deutsch.

Das Büro ist prunkvoll: An einer goldenen Wand prangt das Wappen Rumäniens, wir setzen uns auf schwere Lederstühle um einen ovalen Tisch aus massivem, dunklem Holz. «Früher

Rund 2000 Personen leben im Dorf Dognecea, unweit der serbischen Grenze.



war's hier drin nicht so schön. Das wurde alles neu gemacht letzten Herbst, als der neue Bürgermeister sein Amt antrat», erklärt uns Martina.

Martinas Tante, eine ältere Frau mit herzlichem Lachen und Salzburger Dialekt, stösst auch dazu. Sie ist in den Neunzigerjahren nach Deutschland gezogen und jetzt für einen Monat in ihrem Heimatdorf zu Besuch. Remus serviert Kaffee, während wir uns mit den beiden Frauen über die Geschichte von Dognecea unterhalten und darüber, dass immer mehr Menschen aus dem Dorf auswandern und nach Westeuropa oder zumindest in die Stadt ziehen, und dass die Leute Auto fahren wie die Henker, seit die Polizei nicht mehr im Rathaus stationiert ist.

Martina erzählt uns auch vom Deutschen Forum, in dem sich die Deutschstämmigen aus Dognecea regelmässig treffen, um Kekse zu essen oder Fasching zu feiern. Dann zeigt sie uns Fotos von alten Feuerwehruniformen. «Es gibt einen besonderen Feuerwehrhelm, der sich seit Generationen im Familienbesitz befindet, und an Ostern bewachen die deutschen Feuerwehrmänner in Dognecea traditionell das Grab von Jesus in der katholischen Kirche.»

Multikultureller Sonntagsspaziergang

Zwei Tage später sind wir wieder mit Martina unterwegs. Sie hat uns auf einen Ausflug zu den alten Minen eingeladen.

Wir werden frühmorgens abgeholt von einem in die Tage gekommenen VW-Bus. Das Auto ist so voll besetzt, dass Benj und ich uns den letzten freien Sitz teilen müssen. Ein lauter Mix aus Deutsch, Rumänisch, Gelächter und Radiomusik begleitet uns in den Tag, während wir auf holprigen Wegen in den Wald hineinfahren. Am Steuer sitzt Klaus. Über seinen Fahrersitz ist ein Trikot des FC Bayern München gestülpt. Auch er ist deutschstämmiger Dorfbewohner.



Die Infrastruktur ist vorhanden, aber verstaubt. Viel Arbeit wartet auf die zukünftigen Freiwilligen, um diese Räume als Schlafsäle, für Kunstprojekte und vielleicht einen Computerraum für die Dorfjugend frei zu machen.



Doru mit Schnaps vorne, dahinter Martina, David ganz hinten

läuft der sich»), irren kurz durchs Unterholz und finden ihn schliesslich doch.

Noch immer kommen fast täglich Menschen hierher, um letzte Vorkommnisse von edlen Materialien aus den Felsen zu extrahieren. Wir erkunden mit Taschenlampen das eindruckliche Resultat eines Goldrausches vergangener Generationen: mehrstöckige Tunnelsysteme im nasskalten Felsen, eingestürzte Gänge, vermoderte Holztrassees. Mit Ami spinnen wir Ideen von Glasmosaik an den Wänden, Kristall-Workshops und Konzerten im Hauptgang der Mine.

Später wird gepicknickt. Ich bin schon satt, da wir in meinen Augen bereits vorher gepicknickt haben (Sandwiches, Tomaten, Gurken vor dem Mineneingang), aber ich lerne, dass dies noch kein richtiges Picknick war: In Windeseile wird ein Feuer entzündet, werden Decken ausgebreitet, Stöcke angespitzt, darauf fein säuberlich grosse Scheiben Schweinefett aufgespießt, Tomaten, Gurken, Zwiebeln, Käse und Brot ausgepackt, das Fett über dem Feuer gebraten, dazu Schnaps herumgereicht. Als ich nur zögerlich zugreife, sagt Geta in bestimmtem Ton: «Jana, essen!»

«Klaus war der DJ»

Zurück im Dorf besuchen wir das Deutsche Forum. Nostalgie ist es da, mit einer beeindruckenden Sammlung an historischen Zeugnissen der deutschen Vergangenheit in Dognecea. Lothar und Martina zeigen uns alte

Wir erkunden mit Taschenlampen das eindruckliche Resultat eines Goldrausches vergangener Generationen.

Auch Klaus' Freundin Geta ist dabei, und sein älterer Bruder Lothar, und dessen noch etwas älterer Freund Doru. Martina und Remus teilen sich den Vordersitz mit ihrem jüngeren Sohn Paul, während der ältere Sohn David sich hinten neben Gili gezwängt hat, den grossgewachsenen, bärtigen Mann, der seit einem halben Jahr freiwillig jeden Morgen den Schulbus von Dognecea steuert.

Die Stimmung ist gut, als wir mitten im Wald Halt machen und das zweite Auto hinter uns einfahren sehen: Ami und ihr Freund Marti mit den frisch eingetroffenen Freiwilligen aus Kairo. Abdou, der Vater, hat tief schwarze Locken und grüsst uns händeschüttelnd. Sein Sohn Ouais ist neun Jahre alt, hat rote Haare und Sommersprossen und

unterhält sich unterdessen mit Gili auf Rumänisch. Ich bin etwas verwirrt, bis ich erfahre, dass Abdou eine Rumänin geheiratet hat und Ouais der älteste Sohn aus dieser Ehe ist.

Picknick und Höhlenforschen

Die Gruppe setzt sich in Bewegung, wir wandern tiefer in den Wald hinein. Klaus hat ein Messer an seinen Gürtel geschnallt («Es hat hier viele Wildschweine»). Doru führt einen beachtlichen Vorrat an Schnaps mit sich, den er gerne mit allen Anwesenden teilt. Es wird laut gesprochen, laut gelacht, scherzhaft darüber debattiert, wo denn jetzt der Eingang der Minen sei. Wir finden ihn nicht auf Anhieb («Immer dasselbe, wenn man mit Remus unterwegs ist, immer ver-

Feuerwehruniformen, Fotos vom jährlichen Fasching (Lothar trägt jedes Jahr dasselbe Kostüm, einen farbigen Poncho), alte Briefe, die Disco im Keller, wo sie als Jugendliche die Nächte durchgetanzt haben. Sprüche wie «genug getrunken, ab jetzt wird so richtig gesoffen» prangen handgeschrieben an den Wänden. «Und Klaus war der DJ», sagt Martina. Alle lachen, und ihre Augen erzählen von der Schönheit geteilter Erinnerungen und der Wehmut über die Vergänglichkeit langer Nächte. «Ja, das waren noch Zeiten.»

Auf der Terrasse des Forums erzählt mir Martina, dass die Mehrheit der deutschstämmigen ihrer Generation wieder nach Deutschland gezogen ist. Derweilen wird grosszügig Bier ausgeschenkt, die Gespräche werden lauter und die Stimmung ausgelassener. Etwas abseits diskutiert Abdou, der als gläubiger Muslim keinen Alkohol trinkt, mit Marti über den Propheten Mohammed. Sein Sohn Ouais verabredet sich mit Remus' und Martinas Sohn David zum Fussballspielen. Ami schreibt auf ein Blatt Papier eine lange To-Do- und Ideen-Liste, die von den anderen Anwesenden laufend und eifrig ergänzt wird: Bücherregale befestigen, ein Salzbad im Keller des Gemeindesaals, einen Stauraum für Material organisieren, ein Baumhaus, Gewächshäuser aus alten Fenstern, diamantförmige Wegweiser, Insektenhotels, Mountain-Bike-Trails, Schaukeln im Wald. Die Arbeit geht in Dognecea so schnell nicht aus. ♦

«Für die kurdischen Frauen steht viel auf dem Spiel»

Text: Janine Schneider und Noémie Jäger
Bilder: Janine Schneider



Als Forscherin hat Isabel Käser Guerilla-Camps der PKK besucht und zur kurdischen Frauenbewegung geforscht. Mit der *bärner studizytig* sprach sie über die Entstehung dieser Bewegung, künstlerischen Aktivismus und über die Absurdität, sich als Nahostexpertin zu bezeichnen.

Seit gut einem Monat sind die Taliban in Afghanistan an der Macht. Mit welchen Gefühlen verfolgst du die aktuelle Situation? Mit Horror und überrascht davon, wie schnell es schliesslich gegangen ist. Ich verfolge nun, was diese Machtübernahme für die Frauen bedeutet und welche Frauen weiterhin eine Plattform haben werden. Ich bezweifle, dass die Diversität hoch sein wird.

Du forschst schon seit längerem zur kurdischen Bewegung in der Türkei und im Irak. Nun warst du wieder ein Jahr im Nordirak – dieses Mal allerdings nicht nur als Forscherin, sondern als Dozentin. Genau, ich habe zuerst in Duhok, dann an der University of Kurdistan Hewlêr [UKH, Anm. d. R.] in Erbil verschiedene Kurse zu sozialen und politischen Bewegungen sowie Gender und Konflikten durchgeführt. Da ich diese Themen normalerweise in Europa unterrichtete, war es eine sehr spannende

Erfahrung, sie mit Studierenden im Nahen Osten zu diskutieren. Sie haben in vielen Bereichen eine ganz andere Sichtweise. Gewisse Themen kann man besser diskutieren als hier, andere bedürfen etwas mehr Fingerspitzengefühl.

Welche zum Beispiel? Meine Studierenden im Nordirak diskutieren die Kopftuchdebatte viel differenzierter und belächeln, wie vereinfacht das in Europa oft dargestellt wird. Hier in der Schweiz haben wir auch oft ein simplifiziertes Bild von der Schnittstelle Frau, Kopftuch und Unterdrückung. Umgekehrt stossen LGBTQI+ Bewegungen hier auf grosses Verständnis. Eine Mehrheit der Studierenden im Nordirak fand das Thema zwar auch interessant, einige stellten sich aber aktiv quer, so à la: Das wollen wir nicht besprechen, das gibt es in unserer Religion und Kultur nicht.

Wie bist du mit solchen konfrontativen Situationen umgegangen? Ich erkläre dann: Es geht nicht darum, euch von etwas zu überzeugen oder umgekehrt. Es geht darum, Wissen zu generieren und sich anzueignen. In meinen Kursen zeige ich auf, wie sich die Begriffe «Religion» und «Kultur» und politische Räume und Möglichkeiten je nach lokalen, regionalen und internationalen Umständen verändern und die Frauen- oder LGBTQI+ Bewegungen beeinflussen.

Es gibt nicht nur eine kurdische Bevölkerung im Nordirak, sondern auch im Iran, in Syrien und in der Türkei. Was unterscheidet sie und was hält sie zusammen? Was sie zusammenhält, ist ein Verständnis des Kurdisch-Seins. Aber das bedeutet für alle etwas anderes. Für die ei-



nen ist dieses Verständnis religiös konnotiert, für die anderen ethnisch, historisch oder politisch. Aber da sie auf vier Länder verteilt und dort unterschiedlich unterdrückt oder assimiliert wurden, haben sich ihre politischen Parteien sehr unterschiedlich geformt. Deshalb gibt es jetzt mindestens vier – wenn nicht mehr – Vorstellungen, wie ein freies Kurdistan aussehen könnte.

Wie sehen diese Vorstellungen aus? Im Irak zielen sie auf einen unabhängigen kurdischen

Staat hin, wohingegen die PKK, die Arbeiterpartei Kurdistans, in der Türkei und in Rojava in Syrien viel eher eine «Demokratische Konföderation» möchte, die auch innerhalb eines Staates existieren könnte. Sie sind sich überhaupt nicht einig und bekriegen sich auch untereinander. So arbeitet zum Beispiel die nordirakische Regierung mit den Türken zusammen, die dann gegen die PKK in den Bergen kämpfen. Es ist eine riesige und sehr komplexe «conflict landscape».

Gibt es keine übergreifende kurdische Organisation? Der KNK, Kurdische Nationalkongress, ist eine Initiative der PKK, die darauf abzielt, dass kurdische Parteien aus allen vier Ländern miteinander sprechen und die diplomatischen Kanäle offen bleiben. Ansonsten war die Demokratische Partei Kurdistans im Nordirak lange eine wichtige regionale Kraft, sie hat immer noch Ableger im Iran, der Türkei und Syrien.

Im Irak haben die Kurden und Kurdinnen relativ viel Autonomie? Der Nordirak ist eine autonome Region, sie ist jedoch weiterhin Teil des Iraks. Im Jahr 2017 kam es zu einem Unabhängigkeitsreferendum, das die grosse Mehrheit der Kurden und Kurdinnen angenommen hat. Es konnte aufgrund fehlender Unterstützung aber nicht umgesetzt werden. Stattdessen haben sie weitere Gebiete an den Irak verloren und stehen noch in einem anhaltenden Budgetstreit mit Bagdad. Diese Teilung des Iraks wurde auch während den Protesten vor zwei Jahren ersichtlich. Aus dem Norden sind zwar einige Demonstranten in den Süden gereist, aber im Nordirak selber blieb es relativ ruhig, da Demonstrationen dort grossmehrheitlich verboten sind und ziemlich schnell hart durchgegriffen wird. Zwar wird in bestimmten Bereichen Opposition auch willkommen geheissen und ermöglicht. Bei anderen Themen hingegen kommt gleich der Deckel drauf.

Wie frei konntest du an der Universität Kurse veranstalten und dich als Forscherin bewegen? Unterschiedlich. An der einen Uni musste ich sehr vorsichtig sein. Da wurde ich auch einmal verwarnt, weil ich im Unterricht gewisse «heikle» Themen angesprochen hatte. Danach habe ich an die UKH gewechselt, an der ich dann sehr frei war. Ich habe aber trotzdem zuerst abgeklärt, über was ich sprechen darf. Als Forscherin konnte ich mich relativ frei bewegen. Man muss einfach vorsichtig sein, es gibt einige rote Linien, wie beispielsweise die Korruption der Machthabenden, oder die kurdische Freiheitsbewegung, die PKK. In der Türkei wurde ich während meiner PhD-Feldforschungen deportiert. Ich habe gelernt, dass es sich langfristig für den Zugang zum «Feld» lohnt, wenn man sich nicht als allzu «militant» oder «radikal» positioniert.

Du hast im August ein Buch mit dem Titel «The Kurdish Women's Freedom Movement: Gender, Body Politics and Militant Femininities» herausgegeben – das Resultat jahrelanger Forschung. Was ist unter dieser Frauenbewegung zu verstehen und wie ist

sie entstanden? Die kurdische Frauenbewegung hat sich als Teil der Kurdischen Befreiungsbewegung PKK entwickelt, ich würde sie jedoch heute als treibende Kraft hinter der gesamten Bewegung bezeichnen. Die PKK wurde Ende der 70er Jahre in der Türkei gegründet. Auch wenn es anfangs nur wenige waren, Frauen waren von Anfang an in ihren Rängen dabei. Dann hat sich zunehmend die ideologische Haltung durchgesetzt, dass die Frauen befreit werden müssen, wenn Kurdistan befreit werden soll. Ausserdem sind mit zunehmender Unterdrückung durch den türkischen Staat mehr und mehr Frauen der PKK beigetreten und haben in den 90ern angefangen, eigene politische und militärische Strukturen zu bilden. Mittlerweile sind diese Strukturen der Frauen sehr wirkungskräftig. Einerseits, weil sie sich sowohl in den politischen als auch in den militärischen Kämpfen behauptet haben. Andererseits, weil sie die Unterstützung Abdullah Öcalans haben, des Gründers und Führers der Partei.

Nur weil eine Frau an der Macht ist, ist ja nicht alles gezwungenermassen besser.

Innerhalb der Bewegung gibt es einerseits politische Organisationen, andererseits werden in den Bergen, in sogenannten Guerilla-Camps, Frauen und Männer militärisch ausgebildet. Wie sind diese Bereiche – Politik und Militär – miteinander verbunden? Die Grenzen zwischen diesen Bereichen sind fließend. Es kann sein, dass jemand, der lange in der Politik aktiv war und dort viel Staatsgewalt und Repression erfahren hat, deshalb in die Berge geht und den Guerillas beitrifft. Oder dass ehemalige Guerillas, die vom türkischen Militär gefangen genommen wurden und nach zehn, fünfzehn Jahren aus dem Gefängnis rauskommen, in die politischen Strukturen gehen.

Kann man Unterschiede zwischen der Organisationsweise der Frauen und derjenigen der Männer feststellen? Die Bewegung hat ganz klare Vorstellungen davon, inwiefern

Frauen mit Macht anders umgehen. Sie sagen, wenn Frauen an der Macht sind, werde Macht demokratischer und breiter verteilt. Unter anderem deshalb haben sie die Doppelspitze eingeführt: Jeder Vorsitz wird sowohl von einer Frau als auch einem Mann geteilt. Ob Macht deswegen wirklich anders funktioniert, ist ein komplexes philosophisches Thema. Nur weil eine Frau an der Macht ist, ist ja nicht alles gezwungenermassen besser. Aber es werden sicher andere Themen besprochen und Frauen fühlen sich viel stärker ermutigt, aktiv zu sein und Repräsentantinnen in den jeweiligen Komitees auch aufzusuchen.

Hat die Frauenbewegung auch eigene Ziele oder sind ihre Ziele deckungsgleich mit denen der grösseren Freiheitsbewegung? Die Frauenbewegung hat eine klare Befreiungs-ideologie, die jedoch mit derjenigen der gesamten Bewegung verwoben ist. Die kurdische Bewegung verfolgt ein globales Ziel, nämlich den Kampf gegen das Patriarchat, den Kapitalismus und den Nationalstaat. Öcalan fordert: Staaten müssen obsolet werden, stattdessen müssen radikale demokratische Strukturen aufgebaut werden. Und weil die Frauen am meisten unterdrückt sind, müssen sie sich am meisten emanzipieren und stellen die treibende Kraft hinter diesen neuen Strukturen dar. Die Bewegung verspricht nicht nur die Freiheit der kurdischen Frau, sondern die aller Frauen, da diese Unterdrückungsmechanismen auch global agieren. Innerhalb der Bewegung müssen sich die Frauen aber trotz der zentralen Rolle, die ihnen von Öcalan zugeschrieben wird, auch immer wieder gegen ihre männlichen Parteigenossen durchsetzen. Klar ist, dass sie in diesem Kampf sehr viel zu gewinnen, aber auch sehr viel zu verlieren haben.

Kann man sich unter «Gleichstellung» dasselbe vorstellen, wie wir hier darunter verstehen? In der Theorie ja. Im Zentrum steht eine Emanzipierung aus den häuslichen Strukturen. Öcalan sagt, die erste Form der Sklaverei sei das Hausfrauentum. Die Frauen müssen weg vom Herd, in die Öffentlichkeit heraus, wo sie sich einbringen und ihre Ideen entwickeln können. Es geht also sowohl um eine politische als auch um eine geistige und körperliche Emanzipation.

Und in der Praxis? In der Praxis emanzipiert man sich innerhalb dieser Parteistrukturen, in denen aber auch wieder relativ klar vorgegeben ist, wie du dich als Frau verhalten musst, wie du dich anziehst, dich benimmst. In meinem Buch bezeichne ich das als «militant femininities». Wenn Frauen in die Berge gehen, kommen sie in eine militärische

Zur Person

Isabel Käser promovierte an der SOAS University of London, an der sie zur kurdischen Frauenbewegung forschte. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Gender und Krieg, Nationalismus und Feminismus, sowie Militarismus und Body Politics. Sie betrieb Feldforschung in der Türkei, in Syrien und im Irak und reist auch heute noch immer wieder in die Autonome Region Kurdistan im Nordirak. Isabel Käser ist Visiting Fellow an der LSE in London und tritt im Februar 2022 eine Postdoc Stelle an der Universität Bern an.

Struktur hinein, in der sie als Freiheitskämpferinnen trainiert werden. Dort gelten – wie in jeder Armee – bestimmte Regeln. Diese «militante» Identität ist sehr klar umrissen. Du musst die Fesseln der Gesellschaft – Kleinbürgertum, Egoismus, Individualismus – abwerfen und zu einem gemeinschaftlichen Individuum werden, das für eine grössere Befreiung kämpft.

«Keine*r meiner kurdischen Studierenden belegt Europastudien und wird dann Europa-Expert*in»

Als Frau ist man also sehr stark an eine Ideologie und Partei gebunden: Was heisst das nun für die Frau? Wie emanzipiert ist sie tatsächlich? Das ist eine grosse, schwierige Frage, die mich lange beschäftigt hat. Freiheit ja, aber zu welchem Preis? Emanzipation ja, aber wie? Oder wie weit? Das ist eine Frage, die auch nicht abschliessend beantwortet werden kann. Ich zeige in meinem Buch auf, dass der Beitritt in die Partei und das Erlernen der «militanten Persönlichkeit» für jede Frau auch ein individueller Prozess ist und es allen meinen Interviewpartnerinnen bewusst war, dass es noch einiges zu tun gibt, sowohl in Bezug auf die Frauenbefreiung, als auch innerhalb der Gesellschaft generell.

Aus welchen Gründen treten die Frauen den Guerillas bei? Teilweise kommen sie aus sehr strikten patriarchalen, konservativen Strukturen, in denen sie zum Beispiel zwangsverheiratet wurden oder andere Formen von Gewalt erfahren haben und dann das Leben innerhalb der Partei als befreiend empfinden. Dann gibt es diejenigen, die das zwar nicht als befreiend empfin-

den, aber aus politischer Überzeugung die Regeln befolgen. Und dann gibt es wieder andere, die mit grossen Idealen beitreten, im Laufe der Zeit desillusioniert werden und schliesslich wieder austreten. Es gibt nicht eine Motivation, nicht das eine Erleben, nicht ein Resultat. Deshalb antworte ich auf die Frage der Emanzipierung lieber mit einem «yes, but» oder «and/or» als einfach «schwarz/weiss», «frei/unfrei».

In den Guerilla-Camps wird sowohl von Frauen als auch von Männern strikte sexuelle Abstinenz verlangt. Wie gehen die Frauen, die du getroffen hast, damit um? Das ist kein einfaches Gesprächsthema. Nicht nur innerhalb der Bewegung – in jeder Gesellschaft. Von den Frauen in der Bewegung hörst du oft nur dasselbe Narrativ, was auf die Dauer sehr frustrierend ist. Auf die Frage nach der Sexualität antworten sie, dass es ein notwendiges Opfer sei, das man erbringt, um den grösseren, wichtigeren Kampf für die Freiheit Kurdistans und die Freiheit der Frauen zu führen. Eine meiner Interviewpartnerinnen, mit der ich über Sexualität gesprochen habe, hat mir gesagt: «Wir wissen, dass wir uns mehr damit befassen müssen, aber wir sind im Krieg, da gibt es einfach wichtigere Dinge». Jedes Militär hat einen Kodex, was in Bezug auf intime Beziehungen erlaubt ist und was nicht, die PKK ist da nicht einzigartig. Einzigartig ist, dass sie in den militärischen Strukturen Sexualität ganz verboten hat. Interessant war für mich zu untersuchen, wie die «body politics» der Partei und die Ideologie rund um die Frauenbefreiung zusammenspielen.

Du hast aber auch mit Frauen gesprochen, die aus der Partei ausgetreten sind. Einige davon leben mittlerweile in der Schweiz. Was haben sie erzählt? Erst einmal: Dass es trotz dem strikten Verbot immer wieder zu Liebesbeziehungen oder sexuellen Beziehungen kommt. Diese werden dann aber je nach Situation ziemlich hart bestraft. Die Kontrolle der eigenen Sexualität ist auch Teil einer Selbstkontrolle, die du in der Ausbildung lernst und brauchst, um das harte Leben in den Bergen zu überleben und deine Bedürfnisse und deinen Körper kontrollieren zu können. Viele, die ausgetreten sind, haben mir erzählt, dass sie Jahre gebraucht haben, bis sie sich mit ihrem Körper wieder anfreunden und Sexualität leben konnten. Eine hat es folgendermassen beschrieben: «Du wirst kalt, du wirst abgestumpft».

Einige Aspekte der Frauenbewegung erinnern an westliche feministische Theorien. Fühlen sie sich diesen verbunden? Lange haben sie sich stark abgegrenzt und den westlichen Feminismus zwar als wichtig, aber mangelhaft bezeichnet. Ihr Vorwurf war, dass der liberale weisse Feminismus immer nur an der Fassade gekratzt habe, anstatt das ganze System zu verändern. Ihre eigene Bewegung nennen sie

Einzigartig ist, dass die PKK in den militärischen Strukturen Sexualität ganz verboten hat.

nicht Feminismus, sondern haben sie – zumindest für eine lange Zeit – Frauenbefreiung genannt. Ende der 2000er Jahre ist dann ein neues Konzept gekommen: Jineoloji.

Was hat es damit auf sich? Auf Deutsch würde ich das als «Frauenwissenschaften» übersetzen. Die Idee dahinter ist, dass Männer über Jahrtausende diejenigen waren, die die Wissenschaften dominiert haben, und dass das enorme Wissen der Frauen nun endlich auch eingebracht werden muss. Weiter soll die Wissenschaft nicht in rigide einzelne Disziplinen unterteilt werden, sondern ganzheitlicher angegangen werden. Diese neue Frauenwissenschaft soll dann das Wissen generieren, das die neuen Gesellschaftsstrukturen des demokratischen Föderalismus untermauert. Kürzlich habe ich mit meiner Kollegin und Freundin Nadjé Al-Ali einen Artikel publiziert, in dem wir Jineoloji kritisch aus verschiedenen feministischen Standpunkten angeschaut haben. Der Einbezug von weiblichen Perspektiven findet natürlich schon lange innerhalb der feministischen, post-kolonialen Wissenschaften und speziell in den Gender Studies statt.

Inwiefern ist es möglich, aus der Perspektive einer westlichen Forscherin Kritik zu formulieren? Das ist sehr schwierig. Viele von uns haben Anflüge vom «Imposter Syndrome» und denken: «Wer bin ich, darüber überhaupt etwas zu sagen, wenn andere ihr Leben für diesen Kampf geben?». Gleichzeitig ist es nicht unser Job als Akademikerinnen, Kritik an einer Bewegung zu üben. Viel eher geht es darum, nuancierte Untersuchungen anzustellen, die hoffentlich weiter gehen als die Dichotomien neu/alt, richtig/falsch, revolutionär/liberal. Trotzdem: Nachdem du dich jahrelang mit einer Sache befasst hast, kannst du als Akademikerin auch kritische Fragen stellen. Je nach Formulierung wird das von «der Bewegung» mehr oder weniger goutiert.



Du beginnst nun ein neues kollaboratives Forschungsprojekt. Es soll um Arbeiten von nordirakischen Aktivist*innen und Künstler*innen gehen, die gender-basierte und sexuelle Gewalt, religiösen Konservatismus und das alltägliche Leben nach ISIS thematisieren. Die Forschenden, mit denen ich an diesem Projekt arbeite, haben alle lange zu bewaffneten, politischen Bewegungen geforscht. Wir alle haben erkannt, dass politische Parteien viel Veränderung bringen und der bewaffnete Kampf zum Teil notwendig ist. Aber wir glauben, dass wirkliche, tiefgreifende Veränderungen von der Zivilgesellschaft initiiert werden. Uns interessiert, welche Bereiche von Aktivismus bereits existieren und wie diese Bereiche neue gesellschaftliche Räume fordern, formen und füllen.

Welchen Platz hat dieser künstlerische Aktivismus in der irakischen Gesellschaft? Überall im Nahen Osten gibt es eine reiche Kunsttradition, auch im Nordirak – speziell in Sulaymaniyah, einer Stadt an der iranischen Grenze. Dort sind sie sehr stolz auf ihr künstlerisches Erbe und dieses wird auch gepflegt. Es gibt viele Museen und es werden immer wieder neue Räume für den kritischen Austausch geschaffen. Inwiefern diese Räume existieren, kommt natürlich immer auch auf die Stadt und die politische Situation an.

Im Gespräch mit dir wird uns klar, wie festgefahren unser westlicher Blick auf diese Region ist und wie wenig wir über das gesellschaftliche und kulturelle Leben wissen. Für uns ist der Irak ein einziges Krisengebiet. Dieses Gefühl haben wahrscheinlich viele Leute. Die kurdischen Gebiete im Nordirak sind verglichen mit anderen Gebieten jedoch sehr stabil. In Bezug auf Bildung, Entwicklung und künstlerisches Schaffen ist da vieles möglich. Aber auch während der Proteste in Bagdad 2019 ist dort plötzlich ganz viel an Kreativität aufgebrochen: Es gab Pop-up-Kinos, Pop-up-Sportstrände, ganz viel Kunst, ganz viel Graffiti... Man forderte nicht nur eine neue politische Kultur, sondern auch, dass die Kunstschaaffenden und die Jugend einen Platz darin haben.

Welche eigenen Bilder über den Irak musstest du während deiner elfjährigen Auseinandersetzung mit dem Land revidieren? Nach längerer Zeit entwickelst du eine Sensibilität dafür, wie ähnlich schliesslich alles ist. Die Kämpfe, die unsere Grossmütter und Mütter hier in der Schweiz geführt haben, gleichen in vielen Aspekten denen, die nun dort geführt werden. Es ist wichtig, von dieser Vorstellung wegzukommen, dass die Frauen im Nahen Osten speziell unterdrückt sind, dass die Religion speziell strikt

ist, dass die Männer speziell barbarisch sind. Aber es gibt natürlich sehr starke patriarchale Strukturen, die weiter existieren und auf verschiedene lokale, regionale und internationale Faktoren zurückzuführen sind. Dieses Zusammenspiel zu analysieren, ist interessant!

Würdest du dir wünschen, dass sich der westliche, stereotypische Blick auf den Nahen Osten endlich ändert? Unser Blick auf den Nahen Osten wurde schon immer durch orientalistische Darstellungen in Film, Kunst und Politik geformt. Das kritisch zu hinterfragen, ist ganz wichtig. Glücklicherweise gibt es immer mehr Kunstschaaffende, Aktivist*innen und Akademiker*innen aus der Region, die ein anderes, komplexeres Wissen generieren. Aber es ist auch nicht alles falsch, was wir zum Nahen Osten wissen. Es ist einfach viel komplexer, als wir uns das jemals vorstellen können. Ich bin immer wieder überrascht, wie viel ich konstant dazu lerne, wie viel ich noch nicht weiss. Es ist auch absurd zu denken, man könnte Nahost-Expert*in werden. Keine*r meiner kurdischen Studierenden belegt Europastudien, wird dann Europa-Expert*in und kann sowohl etwas zum Appenzeller Stimmrecht als auch zu den Suffragetten sagen. ♦

Julia (23) aus Ostermundigen fragt:

Ist die Erde in Wahrheit gar keine Scheibe, sondern eine Kugel?

Liebe Julia

«Science doesn't know, actually», wie mal ein bekannter US-Präsident gesagt hat. Glücklicherweise bin ich aber keine Wissenschaftlerin, sondern eine richtig «handglismeti», selbsternannte und gebildete Experte, die gerne etwas querdunkelt. Deshalb kann ich dir mit gutem Gewissen Antwort geben: «Truth isn't truth» (nach dem persönlichen Anwalt des besagten Präsidenten). Es geht nicht darum, was wir wissen, sondern darum, was wir glauben. Sei das an Dinosaurier-«Knochen», den Urknall oder einen menschengemachten Klimawandel. An Potenzierung, Impfmutter*innen oder 5G-Strahlung. «Alternative Facts»? Wir glauben es besser: Die Erde ist eine Scheibe und wir haben die richtige Seite der Medaille erwischt. Schon vor gut 2'500 Jahren hat Anaximander die zahlreichen Vorteile einer Scheibenperspektive erkannt: Wir müssen nicht über den eigenen Scheibenrand hinausdenken, bei uns scheint immer die Sonne und niemand fällt einfach so ins Weltall, wie es im globalen Süden (also bei denen unten an der Scheibe) der

Fall ist. Obwohl... manchmal kommen mir ob der fehlenden Dimension doch Zweifel: Sind wir wirklich nicht mehr als ein Pfannkuchen, als ein Flachwitz des Zufalls, als ein Magnet mit zwei Seiten? (Apropos: Sagt der eine Magnet zum anderen: Was soll ich heute bloss anziehen?).

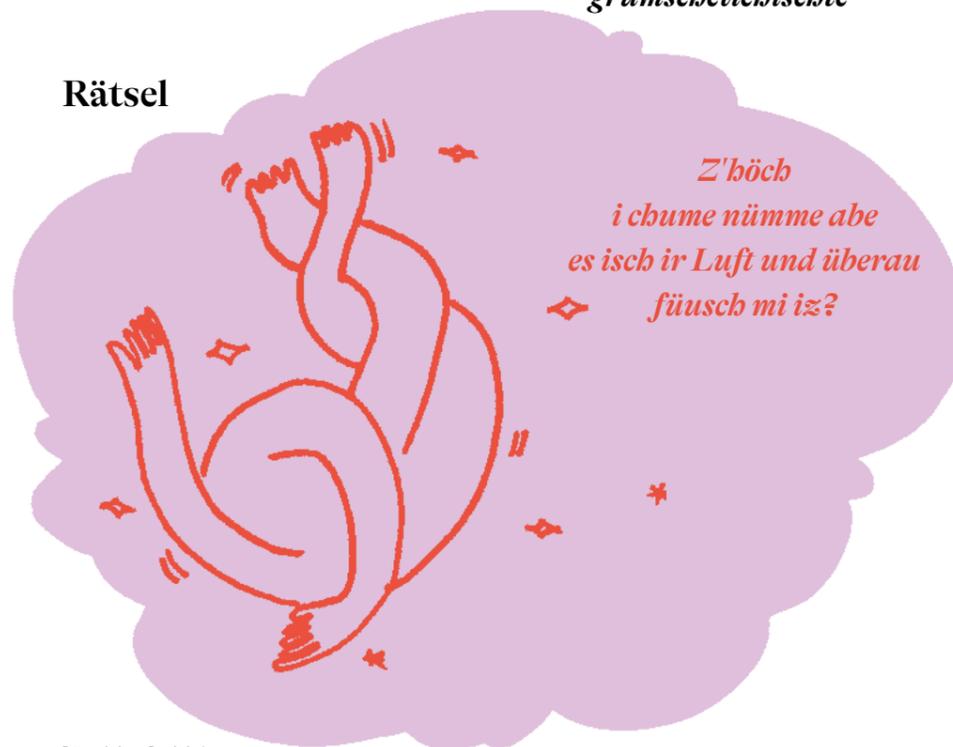
Da hat eine alte hinduistische Weisheit noch etwas mehr Tiefgang zu bieten: Die Erde ruht eigentlich auf vier Elefanten. Die vier Schwergewichte stehen wiederum auf dem Panzer einer Schildkröte, die durchs Weltall schwebt. Davon könnten wir uns glatt 'ne Scheibe abschneiden. Und es würde erklären, weshalb sich all diese Abgase in der Atmosphäre ansammeln. Stell dir mal vier Elefanten vor, die unaufhörlich pupsen. Scheibenkleister.

Nein, jetzt ganz im Ernst. Eines kann ich dir mit kugelsicherer Gewissheit sagen: Die Erde ist in Wahrheit ein Ei. Alles andere ist pure Scheibenwischerei.

Deine Experte - jsc

Auch wenn es die Dozierenden zu Semesterbeginn kollektiv und repetitiv abstreiten - es gibt sie, die dummen Fragen! Unser ExpertInnen-team nimmt sich ihrer an: eloquent, sachkundig und auch durchaus verständnisvoll. Sende jetzt deine Frage an frage@studizytig.ch und GEWINNE zwei Tickets für einen Eintritt in den Dachstock.

Rätsel



Rätsel: bsz Redaktion

Welches Lied ist gesucht?
Wir übersetzen die Lyrics des Originals auf Berndeutsch, ihr erratet den Song.

Sende das Lösungswort bis am 5.11.2021 an raetsel@studizytig.ch.

Zu gewinnen gibt es 1x2 Tickets für das Tanzstück Divina Commedia am 26.11.2021 der Bühnen Bern.

Viel Erfolg!

Beratungsstelle der Berner Hochschulen

Coronavirus: Aktuelles Angebot

Wir bieten Ihnen - gerade auch in Corona-Zeiten - psychologische Unterstützung an! Die Beratungen finden online, telefonisch oder vor Ort (Erlachstrasse 17) statt. Termine können während den Bürozeiten telefonisch oder vor Ort mit dem Sekretariat vereinbart werden. Die Angebote der Beratungsstelle sind vertraulich und kostenlos.

Beratung / Coaching

Wir führen persönliche Beratungen durch zu den Themen: Studiengestaltung (Studienplanung, Studienfachwechsel und Fächerkombination, Alternativen zum Studium, Koordination von Studium und Erwerbsarbeit, Studium und Familie, Studienfinanzierung), Arbeits- und Lerntechniken, Laufbahnplanung und Berufseinstieg, Konflikte in persönlichen und studienbezogenen Beziehungen, Schwierigkeiten, Krisen und persönliche Entwicklung.

Die Mailberatung für Studierende (bei Sachfragen und persönlichen Anliegen) finden Sie auf unserer Website (unter «Beratung/Coaching»).

Information

Sie finden umfangreiche Infos, Tipps und Downloads auf unserer Website zu Lern- und Studienkompetenzen, zur Studienfinanzierung (inkl. Wegweiser), zu verschiedenen Studienphasen (Studienbeginn, Übergang Bachelor-Master, Doktorat) sowie zum Berufseinstieg (Kompetenzprofil, Standortbestimmung, Berufsfelder, Stellensuche, Bewerbung, Vorstellungsgespräch).

Zu studienbezogenen und psychologischen Themen (z.B. persönliche Entwicklung, Beziehungen, Depressionen, Ängste, Konflikte) finden Sie auch Fachliteratur in unserer Bibliothek.

Workshops

Wir bieten Workshops an zu: Lern- und Arbeitstechniken, Referatskompetenz, Prüfungssituation, wissenschaftliches Schreiben, Stressbewältigung, persönliche Entwicklung und Sozialkompetenz, Berufseinstieg, Laufbahnplanung (siehe Programm auf unserer Website).

Beratungsstelle der Berner Hochschulen, Erlachstrasse 17, 3012 Bern
Tel. +41 31 635 24 35
E-Mail: beratungsstelle.bernerhochschulen@be.ch
Website: www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Montag bis Freitag 8.00 - 12.00 und 13.30 - 17.00 Uhr (Freitag bis 16.30 Uhr)
Die Bibliothek ist am Mittwochvormittag geschlossen.
Die Beratungsstelle ist auch während der Semesterferien geöffnet.



Die bärner studizytig sucht

Wir suchen alle, die sich als Retter*innen der Demokratie aufspielen wollen, aber bei der Republik kein Praktikum bekommen haben. Wir suchen alle, die in diesem Sadts die Fehler finden. Wir suchen alle, die voll fly die Jugendsprache beherrschen tun #Ehrenmann #Ehrenfrau. Wir suchen alle, die glauben, dass der Printjournalismus am Ende ist und mit uns zusammen untergehen wollen.

Egal, ob du bereits auf der Redaktion einer Lokalzeitung Karriere gemacht hast oder deine ersten publizistischen Gehversuche an unserer Seite tätigen willst, ob du «was mit Sprache» studierst oder dich im universitären Alltag mit endothermen Reaktionen beschäftigst, ob du noch gestern am Tag des Studienbeginns warst, die letzten Gefässe im KSL zu füllen versuchst oder gar schon dein Diplom vom Dekanat entgegengenommen hast: Bei der bärner studizytig finden alle motivierten Schreibendenhänd*innen eine Tastatur zum behämmern.

Melde dich unter info@studizytig.ch

Yumis Perspektive



Neben mir im Tram rutscht eine Wanze immer wieder ab. Sie wirkt verzweifelt. Das Tram hält. Die Türen öffnen sich. Ich nehme die Wanze und werfe sie raus. Im Flug ändert sie die Richtung. Wie ein Boomerang

Was passiert um uns herum?
Die Illustratorin Yamina Rast hält für uns fest, was ihr im Alltag begegnet und durch den Kopf geht.

schnell sie zurück und greift die Frau vor mir an. Sorry roman.

bsz-Sommermomente

Ausgeschwärmt in alle Himmelsrichtungen haben unsere Autor*innen in den vergangenen Wochen Schönes und Absurdes aus ihrem Sommer niedergeschrieben. Scannt die QR-Codes und erfahrt online, was die bärner studizytig in den warmen Monaten so trieb.



Anninas Sommermoment

Wäre Produktivität eine olympische Disziplin, reichte es unserer Autorin sicher zu einer Medaille. Weil das nicht der Fall ist, übt sie sich stattdessen weiter im Langweilen.



Janines Sommermoment

Unsere Autorin fährt Zug und fragt sich, wo der Sommer geblieben ist.



Noahs Sommermoment

Estragonsirup und revolutionäre Energie in Südfrankreich. Oder: Weshalb unser Autor den Status Quo nicht mehr gegen die Vorboten einer reaktionären Dystopie verteidigt.



Bettinas Sommermoment

Mühsame Mücken und schwedische Sonnenaufgänge: Unsere Autorin hat die kürzeste Nacht ihres Lebens hinter sich.



Janas Sommermoment

Wie wäre es, wenn alles gleich wäre, nur umgekehrt? Gedanken zu Genderstereotypen auf dem Schwarzen Meer.



Mathias' Sommermoment

Im Autozug gen Norden entdeckt der Autor eine ganz neue Möglichkeit, seinen Uni-Abschluss auf die lange Bank zu schieben.



In dunklen Höhlen wohnt edles Gestein

Text: Florian Rudolph
Bilder: zvg.

Seit Jahrtausenden gaben sich Menschen bewusst der Einsamkeit hin, um Erkenntnisse zu erlangen. Wie sie zum Problemkind wurde, das sie nicht sein muss. Zumindest nicht nur.

Mein grosser Bruder sagte mir mal: «Das Studium ist die beste Zeit deines Lebens. Einen oder zwei Tage die Woche lernst du, die anderen machst du Party.» Aus heutiger Sicht ganz schön erdrückend, nicht?

Vielleicht ging's dir anders, aber meine letzten beiden Jahre waren ein gemischtes Erlebnis. Die Toleranzgrenze für Online-Meetings war oft überschritten, Verbindung zum «Leben» dringend nötig. Ich erinnere mich an mehrere Momente, in denen ich mir überlegte, in den Zug nach Spanien zu steigen, um zu schauen, ob mich jemand vermissen würde.

Jetzt, ein Jahr nach der Selbstdiagnose und Therapiebe-

ginn (SUB-Artikel Mai 2020), will ich Einsamkeit von ihrer Schokoladenseite beleuchten.

Facetten der Einsamkeit

Da die Datenerhebung zu Einsamkeit erst knappe 50 Jahre alt ist, lässt sich nicht mit Gewissheit sagen, ob das Gefühl gerade eine Hochkonjunktur erlebt. Was sich aber verändert hat, ist die Auffassung von Einsamkeit.

In einem Interview mit der Uni Bern beschreibt Psychologin Noëmi Seewer Einsamkeit als «sozialen Durst» und als Warnsignal, welches Menschen auf ihr Bedürfnis nach Zugehörigkeit aufmerksam macht – ein an sich nützlicher Motivator für soziale Interaktion. Halte das Ge-

fühl jedoch über längere Zeit an, führe es zu einem hohen Leidensdruck. Eine Vielzahl an Studien belegen, dass langanhaltende Einsamkeit zu Ess- und Schlafstörungen, Demenz und Depressionen führen kann.

Diese psychologischen Aspekte sind zentral für unseren Umgang mit «Einsamkeit». Ihre Gefährlichkeit ist inzwischen so bekannt, dass wir das Wort mit einer inhaltlichen Selbstverständlichkeit verwenden. Dabei ist der Fall alles andere als klar. So wird beispielsweise im Englischen unterschieden zwischen «loneliness», «lonesomeness» und «solitude». Während die ersten beiden Begriffe unserer leidenschaftlichen Auffassung von Ein-

samkeit entsprechen, bedeutet «solitude» ein Für-Sich-Sein, oft selbstgewählt in der Abgeschlossenheit. Einsamkeit, die freiwillig gewählt wird und nach Gutdünken beendet werden kann, ist grundlegend anders als die Einsamkeit, die sich anschleicht, um zu verschlingen. Es ist Einsamkeit im Sinne von «solitude», derer sich dieser Text widmet.

Früher: alles besser, aber auch einsam

Für viele Philosoph*innen war Einsamkeit ein süss-saures Gefühl. Nietzsche zum Beispiel hat Einsamkeit in ihren dunkelsten Abgründen durchstanden und in ihren befreiendsten Formen gefeiert. Er entwickelte dabei

VdS-Kolumne

«Gruess us em Lehrer*innezimmer»

Z Lehrer*innezimmer, dä Ort wome cha es Kaffi näh, sech ustusche und über die ahsträngende Schüelerinne und Schüeler uf-rege. Oder?

Auso, ja, das ghört mä emu so, wemä säuber i'd Schueu geit. Es isch das Klischee wo öppe au üsi Eutere kenne und erwähne, wemer ar PH si.

«Ah ja, wird viu schlächt gredt im Lehrer*innezimmer? Ah, de regt me sech dert über d Ching uf?»

Ja. Äbe leider.

Mä kennt's, die Negativspirale. Aber heiter gwüsst, dass me das ganze Spiu oh einfach cha umdräie? Nämle, we me im Lehrer*innezimmer hocket und sech eine uf-regt, de regt sech die nächsti oh uf, u ner no eini u dr letscht sowieso.

Genau denn cha mä's äbe o umchere. Mau öppis tolls verzeue. Mau ar Klasselehrperson vo dere doch so asträngende Klass, wo aui Mueh hei mit, säge, dass es äbe guet glüffe isch. Dass sech der Matthias ächt Mueh het gä und dass d Natalie ihres Heft derbi het gha und dass dr Pascal dr Chätschi scho het use da, bevor mä's ihm het müesse säge. U de chunnt när plötzlech dr Herr Wolf, dä wo sech immer über d Natalie het uf-gregt, und muess zuegäh: «Ja stimmt, ir letschti het sis würklech im Griff.»

Weisch was das macht? Mit dir, aber oh mit dine Kollegä und Kolleginne? Ja, es lüpf se ufe, anstatt dass es se äbe zieht. De isch när ir ganze Schuel d Stimmig diräkt besser, wü d Klasselehrperson fröits z ghöre, dass öppis besser gange isch. Und villech seit



ers ja dr Natalie, dassi grüehmt isch worde. U de fingt ner d Natalie dä Herr Wolf nämmli oh nimm so blöd und grüesst ihn wieder im Gang. U we dr Pascal gseht wie d Natalie grüesst, ja de grüesst är oh wieder und so gheut aues wider iz bessärä, wie sones Domino.

Drum isch Positivität im Lehrer*innezimmer wichtig: Wiu mir äbe vorläbe, was d Ching sötte nacheläbe. U das fahrt scho hinger verschlossener Türe ah, bimene Kaffi am Morge. – *Jaasintba Utman*



1871. P. Z. - OAPRI - LA GROTTA AZZURRA.

Einsamkeit ist nicht nur finster, sie kann auch eine Reise sein.

nicht nur eine ganze Palette an Einsamkeitstypen – darunter die «azurine Einsamkeit» und die «einsamste Einsamkeit» –, sondern kam auch zum Schluss, dass im Schaffungsprozess von Neuem kein Weg an der Einsamkeit vorbeiführt.

In der Einsamkeit erkennt der Mensch eigene Denk- und Wertungsmuster und kann sich leidvoll davon lösen. In anderen Worten: Wenn wir uns dem sozialen Kontext entziehen, können wir erkennen, wie dieser uns formt. Doch «produktive» Einsamkeit geht über das Alleinsein hinaus. Es sei ein tiefer, innerer Prozess, sagt Matthew Bowker, ein politischer Theoretiker, der Einsamkeit untersucht. Bevor dieses Für-Sich-Sein eine «angenehme» Erfahrung werde, sei eine innere Erforschung nötig: eine Art Arbeit, die qualvoll sein kann.

Nichtsdestotrotz gibt es viele Menschen, die sich in die erkenntnisreiche Stille verlieben. So schreibt Autor und Mönch Thomas Merton: «I am just beginning to really get grounded in solitude, so that if my life were to be on the way of ending now, this would be my one regret. Loss of the years of solitude that might

be possible.» Ähnlich erging es wohl den vielen Geistlichen – inspiriert von Mohammed, Buddha und Jesus –, die sich in Wüsten und Wälder begaben, um dort in Einsamkeit Erleuchtung zu finden. Klosterorden fördern Einsamkeit noch heute. So besagen die Statuten der Kartäuser: «Unser Bemühen und unsere Beru-

fung bestehen vornehmlich darin, im Schweigen und in der Einsamkeit Gott zu finden.»

Als eine Koryphäe der Einsamkeit gilt es ausserdem Michel de Montaigne hervorzuheben. 1571 zog sich der damals 38-jährige, frisch gekündigte Parlamentarier in einen Turm zurück, wo er den Grossteil der neun darauffolgenden Jahre verbrachte. Nur durch die Entsagung menschlicher Kontakte und sozialer Verpflichtungen, so Montaigne, sei es möglich, das eigene Leben zu untersuchen, Verhaftungen zu lösen und Frieden zu finden. Heraus kam er mit zwei geschichtsträchtigen Essay-Sammlungen (und einem sehr schmerzhaften Nierenstein).

Hiebe der Liebe

Nebst der Liebe zu Gott machte sich im 19. Jahrhundert ein neues Liebeskonzept breit:

«Um die Einsamkeit ist's eine schöne Sache, wenn man mit sich selbst in Frieden lebt und was Bestimmtes zu tun hat.»



Goethe (1749 – 1832)

«Überlege wohl, bevor du dich der Einsamkeit ergibst, ob du auch für dich selbst ein heilsamer Umgang bist.»



Marie von Ebner-Eschenbach (1830 – 1916)

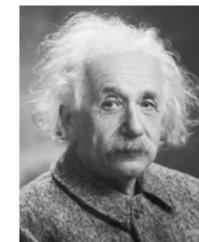
die unsterbliche Liebe zu Sterblichen. Und damit änderte sich auch die Sichtweise auf Einsamkeit.

Erst im Kontrast zur Zweisamkeit wird Einsamkeit als negativ empfunden. Deshalb ist das Entstehen der romantischen Liebe als legitimes Konzept entscheidend. War es während der Vormoderne noch üblich, arrangierte Ehen einzugehen, bei denen Liebe als Tugend nach der Vermählung verstanden wurde, so begann mit der romantischen Epoche ein Sinneswandel: «Zuerst die Liebe, dann die Heirat». Wenn schon vor dem 19. Jahrhundert die «wahre» Liebe existierte:

so bestand nun ein Anspruch darauf. Von Beatles-Songs wie «All you need is love» (sowie 99% aller anderen Pop-Songs), bis hin zu 99% der Disney Prinzessinnen-Filme (abgesehen von «Ralf Reichts») – die Popkultur feiert romantische Liebe noch heute ab. Sogar Vampire, die ehemals einsiedlerischen Grafen der Finsternis, werden neulich als sozial und sexy dargestellt.

Die Auswirkung auf unseren Umgang mit Einsamkeit ist beachtlich. Je mehr die Liebe zur Voraussetzung für ein glückliches Leben standardisiert wird, desto bemitleidenswerter wird das Alleinsein.

«Ich lebe in jener Einsamkeit, die peinvoll ist in der Jugend, aber köstlich in den Jahren der Reife.»



Albert Einstein (1879 – 1955)

Falls Einsamkeit überhand nimmt

The Student Minds Project ist eine nationale Kampagne zur psychischen Gesundheit von Studierenden an Schweizer Hochschulen. Ihr Ziel ist es, die mentale Gesundheit ohne Stigmatisierung und Hindernisse zu fördern. Für mehr Informationen und Anlaufstellen scanne den QR-Code.



SOLUS ist eine Selbsthilfeintervention zur Reduktion von Einsamkeitsgefühlen. Sie wurde dieses Jahr an der Uni Bern gestartet. Scanne den QR-Code für mehr Infos.



Heute: Gruppenorientiert, aber auch einsam

Eine weitere wichtige Entwicklung war die Industrialisierung am Anfang des 20. Jahrhunderts. Menschen zogen in die wachsenden Städte, wo sie sich gegen eine Vielzahl anderer Arbeitskräfte behaupten mussten. Wer erfolgreich sein wollte, musste hervorstechen, sozial sein und Charisma zeigen. Die Autorin Susan Cain beschreibt dies als einen Wandel von einer «Culture of character» hin zu einer «Culture of personality», der begründet, warum heutzutage Extrovertiertheit positiver bewertet wird als Introvertiertheit.

Einen Freitagabend lesend zuhause zu verbringen oder eine Woche alleine campen zu gehen, erhält einen komischen Charakter. Ungerechtfertigt? Einsamkeit, so Matthew Bowker, wurde seit langem nicht so abgewertet wie heute. Wir seien eine gruppenbezogenere Gesellschaft geworden, in der sich Individuen zu Gemeinschaften hingezogen fühlten, die ihnen bei der Selbstdefinierung helfen. Einfach gesagt bräuchten wir andere, um unsere Identität zu bauen.

Könnte dies der Grund sein, warum Einsamkeit stigmatisiert wird? Wenn die Gesellschaft schon findet, dass einsam sein nicht cool ist, dann fällt es mir natürlich besonders schwer, meine Einsamkeit zu benennen. Die Verbindung zwischen Scham und Einsamkeit wird in zahlreichen Studien hervorgehoben. Doch das Bündnis ist keinesfalls naturgegeben.

Es ist an der Zeit, die beiden zu trennen und das Image der Einsamkeit zu rehabilitieren! Wir brauchen eine Welt, welche die



«Das Erlernen der Einsamkeit ist eine Kraft und nicht ein Ziel»

Élisabeth Badinter (1944 – heute)

Normalität von Einsamkeit anerkennt, ohne sie unter den Teppich zu kehren. Und wir brauchen dringend mehr Wertschätzung und Akzeptanz fürs Einsamsein. Menschen, die beim sozialen Dauergeplapper mal aussetzen, sind *nicht* unhöflich, asozial oder langweilig. An all jene, die jenseits der Isoliertheit etwas Gutes in der Einsamkeit finden: Ihr habt das Recht dazu, diese von Zeit zu Zeit aufzusuchen. An all jene, die unter Einsamkeit leiden: Ihr dürft euch Hilfe holen. Und an die Club-Crawl-Athlet*innen, die fünf Mal die Woche die Nacht beleben: Ihr habt Respekt verdient. Aber es ist an der Zeit, die Ehre mit den Menschen zu teilen, die Erleuchtung fern der bunten Lichter suchen. ♦

«Chi va piano va sano e lontano»

Text: Julia Beck
Bild: Francesco Moser

Reisen war in den letzten eineinhalb Jahren nur sehr eingeschränkt oder gar nicht möglich. Viele Studis mussten ihr Austauschsemester absagen oder verschieben. Die SUB-Seiten haben mit einem erfahrenen Austauschstudien gesprochen. Eine Bestandsaufnahme und Schritt für Schritt Anleitung für Austauschinteressierte.

Vor einem Jahr schrieb die SUB über Erasmus+ und die Schweizer Alternative, das Swiss-European Mobility Programme (SEMP). Dabei handelt es sich um ein für die Studierenden fast deckungsgleiches Programm – bloss hinter der Fassade steckt eine andere Organisationsstruktur. Statt einer Assoziierung am europäischen Austausch- und Bildungsprojekt Erasmus+ geht die Schweiz den gewohnten bilateralen Weg.

Aus Studisicht gibt es beim SEMP eventuell etwas weniger Auswahl bei den Partneruniversitäten, sagt Flavio Caluori. Er ist der Verantwortliche der Uni Bern für SEMP Outgoing Studierende sowie die bilateralen SEMP-Verträge mit anderen Universitäten. «Zudem gibt es für Erasmus+ Studierende an manchen Partneruniversitäten

Begleitangebote, wie z.B. kostenlose Sprachkurse, welche SEMP-Studierende nicht besuchen können.»

Aber eins nach dem anderen oder «Chi va piano va sano e lontano», wie Francesco sagen würde. Der 22-jährige Italienisch- und Französischstudent hat schon ein Austauschsemester in Paris hinter sich und befindet sich gerade in seinem zweiten in Bologna, Italien. Er bemerkt für sich keinen Unterschied zu assoziierten Erasmus+ Austauschstudierenden.

«Wenn du schon die Chance hast, dann nutze sie!»

Francesco empfiehlt eine Bewerbung auf ein SEMP-Austauschsemester ganz generell: «Sobald du im Ausland erstmal im Flow bist, ist es eine sehr lehrreiche Erfahrung!» Er muss für

sein Studium sowieso ein Semester im jeweiligen Sprachgebiet verbringen und hätte auch in der Schweiz bleiben können. «Mein Anreiz ist ganz klar, dass ich die Schweiz bereits kenne – die Schweiz ist schön – aber ich wollte mal raus, neue Kulturen, neue Menschen und generell ein neues Land kennenlernen.»

Er habe im Ausland viele Menschen kennengelernt, die ihm sagten: Was für ein Glück er habe, während des Studiums im Ausland studieren zu können, sie hätten das früher nicht gekonnt.

Also was braucht es für einen Auslandsaufenthalt konkret? Francesco hat die administrativen Aufgaben als keine allzu grossen Hürden wahrgenommen: «Ein paar Formulare gehören immer dazu, aber das ist machbar. Du folgst einfach dem Plan auf der Mobility-Online Website.»

Auf besagtem Portal werden im ersten Schritt mittels diverser Filter gleich alle Austauschmöglichkeiten auf einer Weltkarte angezeigt. Kriterien, ob sich ein passender Platz findet, sind das Studienfach, Land und die Ausbildungsstufe. Ein Klick auf eine potenzielle Partneruni gibt weitere Informationen preis und lässt die Möglichkeit, Erfahrungsberichte durchzulesen. Danach gilt es Formulare einzuholen und die generellen Anmeldebedingungen zu erfüllen.

Zu Beginn des Auslandsaufenthalts muss ein Studienjahr im Bachelor oder ein Semester im Master abgeschlossen sein. Den Master direkt mit einem Auslandsaufenthalt beginnen kann nur, wer den Bachelor vorher an der Uni Bern abgeschlossen hat. Administrative Notwendigkeiten sind z.B. das Learning Agree-

ment, sprich Kurse aus der Uni im Ausland auswählen, welche an das Studium an der Uni Bern angerechnet werden können. Themen wie Wohnungssuche oder Billettkauf sind Sache der Studierenden.

Bei weiteren Fragen zur Planung des Aufenthalts bietet sich auch eine Sprechstunde bei Flavio Caluori an.

Geheimtipp: Workaway

Francescos Zauberkarte ist eine Plattform, die Reisenden gratis Kost und Logis bietet. Im Gegenzug arbeiten die Besuchenden circa vier Stunden täglich, exklusive Wochenende. «Das mache ich wegen Corona, da ich wusste: Es wird nicht mehr so viele Events geben, vielleicht ab und zu sogar Lockdowns und die Vorlesungen werden online sein», so Francesco. «Also brauchte ich einen anderen Weg, Leute kennenzulernen.»

Für den Literatur- und Linguistik-Student spielt auch der sprachliche Aspekt eine Rolle. Während an den Unis in offizieller Landessprache unterrichtet und in Wohnheimen manchmal auch nur Englisch verwendet wird, lässt eine Gastfamilie ein tieferes Eintauchen in die Kultur zu und ermöglicht zum Beispiel, Dialekte kennenzulernen. Dieser sprachliche und kulturelle Umgang, der auch den eigenen Horizont für traditionelle Gerichte erweitert, sagt Francesco sehr zu: «Das ist das Wertvollste für mich gewesen an meiner Planung, dass ich irgendwo in einem sozialen Kontext bin und nicht alleine in einer Wohnung.» Woher weiss ich aber, für welche Kultur ich mich entscheiden sollte?

Stadt, Land, Uni

Lieber zukünftige Jobchancen erhöhen oder bewusst andere Bräuche und Lebensformen kennenlernen? Bei der Wahl der Destination gilt es viele Pros und Kontras gegeneinander abzuwägen, erläutert Flavio Caluori: «Manche Studierende wollen in der Zeit möglichst viele ECTS Punkte machen, andere vermehrt die Kultur kennenlernen.» Für den ersten Fall wäre es relevant, eine Uni mit möglichst breitem Angebot an anrechenbaren Lehrveranstaltungen auszuwählen, unabhängig vom Land. Weiter kommt der Kommunikationsaspekt ins Spiel: Lieber eine neue Sprache erlernen oder eine bestehende ausbessern und wie Francesco Dialekte verstehen lernen? Die Humboldt Uni in Berlin mag renommiert sein und Wege für spätere Arbeitsstellen eröffnen, das eigene Italienisch oder Französisch wird dabei wohl aber kaum flussend. «Das Studium für Austauschstudierende findet an vielen Unis auf Englisch statt», so Caluori.

Für Francesco kamen nur der Italienisch- und Französischsprachige Raum

in Frage: «Ich habe bei Französisch direkt an Frankreich gedacht, und dann wiederum sofort an Paris. Da ist das Zentrum für Kultur, Wirtschaft, Politik und auch für die universitäre Lehre. Daher ist das der Ort, wo du sein musst, um eine Sprache zu studieren.» Hier decken sich kulturelle Vielfalt mit einem guten universitären Angebot. «Ausserdem konnte ich so das berühmte Paris kennenlernen, das auch oft in der Literatur erwähnt wird.»

Fazit: Die Destinationswahl hängt massgeblich von individuellen Wünschen und Erwartungen an den Austausch ab.

Inhalte vermittelt werden. Gerade für Studis, die im Ausland Punkte sammeln wollen, ist Planung der Schlüssel zum Erfolg. Vor dem Aufenthalt sollten sich alle Austauschinteressierten bereits einen ersten Überblick über die Lehrveranstaltungen machen, die sie gern besuchen möchten (zu diesem frühen Zeitpunkt sind Veranstaltungsverzeichnisse vergangener Semester mögliche Orientierungsstützen). Essentiell ist hier, lieber zu viele Veranstaltungen rauszusuchen, als genau passend viele ECTS, da immer mal eine Veranstaltung ausfallen kann oder gar nicht den Vorstellungen entspricht. «Weiterhelfen können dort die Fachkoordinator*innen», empfiehlt Caluori, «Gerade bezüglich taktischer Fragen macht es Sinn, dies direkt mit dem eigenen Fach abzuklären.» Ausserdem sind bezüglich genereller Uniwahl die Erfahrungsberichte auf dem Mobility-Portal Gold wert. Sie stammen von Studis, die frisch aus dem Aufenthalt zurückkommen. Ersichtlich ist die Fachrichtung der ehemaligen Austauschstudis und der Gesamteindruck des Aufenthalts, Infos zur Vorbereitung und zur Gastuni selber, sowie beispielsweise der Unterkunft vor Ort. ♦



Francesco Moser während seines zweiten Auslandsaufenthalts in Bologna.

Jedem Fach seinen Deckel

Was sich wie ein roter Faden durch alle Austauschsemester zieht ist der Fakt, dass jeder Aufenthalt hochgradig individuell ist. So gibt es für Austauschinteressierte fast keine allgemeinen Ratschläge, fast alles ist fachspezifisch und hängt von persönlichen Motiven ab. Beispielsweise gibt es in der Psychologie offiziell erst im Master die Möglichkeit zum Austauschsemester, und auch nur für 20 ECTS im Pflichtbereich. Diese Beschränkungen sind auch nicht komplett sinnfrei, wie beim Jurastudium, wo ländergebundene

Der Bewerbungszeitraum für einen Austausch im HS22 und FS23 beginnt Mitte November 2021 und geht bis 1. März 2022 (oder 1. Februar für Geschichte und Rechtswissenschaft). Sorgfältige Planung zahlt sich aus, daher lieber zuerst mit der Fachkoordination sprechen und dann über das Mobility-Portal bewerben. Mit einem SEMP-Austausch kommt ein Stipendium, das es Teilnehmenden ermöglichen soll, Wohn- und Ernährungs-kosten zumindest teilweise zu decken. Statt ausländischer Semestergebühren werden die Berner Immatrikulationsgebühren bezahlt. Alle Infos zu SEMP, dem Schweizer Erasmus+, und anderen Austauschformaten findest du über den abgebildeten QR-Code.



chilled coffee



time
to chill



BERN BALLETT

LA DIVINA COMEDIA

Estefania Miranda nach Dante Alighieri

Ab 30. Okt
Stadttheater

B BÜHNEN BERN